MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80320-5

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR: RENTSCH, JOHANNES

TITLE: LUCIANSTUDIEN.

PLACE: PLAUEN I. V.

DATE: 1895

Master Negative #

91-80320-5

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

88L96
DZ8
v.4

Rentsch, Johannes

Lucianstudien, von Dr. Johannes Rentsch ... Plauen i. V., Wieprecht, 1895.

44 p. 26 cm.

"Wissenschaftliche beilage zu dem Programme des K. Gymnasiums zu Plauen i. V. ..."

Caption titles: Lucian und Voltaire, Das totengespräch in der litteratur .

Volume of pamphlets

357619

Restrictions on Use:

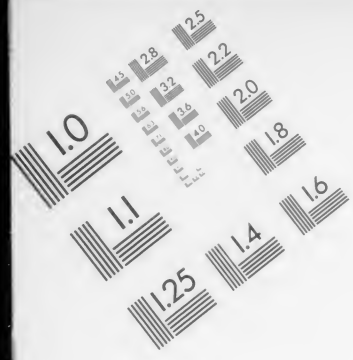
TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 14x

IMAGE PLACEMENT: IA ~~IIA~~ IB IIB

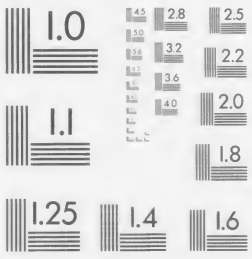
DATE FILMED: 11-1-91 INITIALS ER

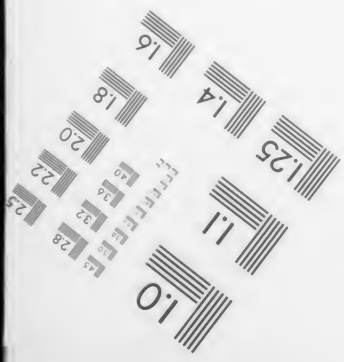
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

N 2

LUCIANSTUDIEN

VON

DR. JOHANNES RENTSCH,
GYMNASIALOBERLEHRER.

WISSENSCHAFTLICHE BEILAGE ZU DEM PROGRAMME DES KÖNIGLICHEN GYMNASIUMS ZU PLAUEN I. V.
OSTERN 1895.

PLAUEN I. V.
GEDRUCKT BEI MORITZ WIEPRECHT.
1895.

1895. Prgr.-No. 555.

Inhalt.

I. Lucian und Voltaire. Eine vergleichende Charakteristik.
II. Das Totengespräch in der Litteratur.
Anmerkungen.

Lucian und Voltaire.

Il faut détruire l'erreur, pour édifier la vérité. Lanfrey.

„Die armen Litteraten! verachtet und mifshandelt von den Grofsen dieser Welt, verfolgt vom Neide ihrer Berufsgenossen, gleichen sie den fliegenden Fischen: erheben sie sich ein wenig, so fallen sie den Vögeln zur Beute, tauchen sie ins Meer hinab, so werden sie von den andern Fischen verschlungen". Wie berechtigt dieser Seufzer Voltaires[1] im Zeitalter der Encyklopädie gewesen sein mufs, wie beklagenswert damals vielfach das Loos armer Schriftsteller und Gelehrten in ihrer Abhängigkeit von der Gnade unfähiger Herren war, wie schwer im erbärmlichen Kampfe um das tägliche Leben Ehrgefühl und Geisteskraft litt, das beweist uns die packende Schilderung, die Diderot von einem dieser Geistesproletarier, von „Rameaus Neffen", entworfen hat, das lehrt uns nicht minder ein Aufsatz d'Alemberts „Über die Litteraten". Waren doch selbst die geistreichen Fremdlinge an Friedrichs des Grofsen Tafelrunde mit goldnen Ketten gebunden und den Launen des Herrschers preisgegeben. — Anderthalb Jahrtausend vor d'Alembert war eine ganz ähnliche Schrift „Über das Mifsgeschick gebildeter Griechen in den Häusern vornehmer Römer" erschienen. Ihr Verfasser war Lucian.

Es ist das nicht die einzige Erscheinung, welche die Epoche Ludwigs XV. mit dem römischen Kaiserreiche der Antonine im zweiten nachchristlichen Jahrhundert gemein hat. Beides sind Perioden überfeinerter Kultur und moralischen wie wirtschaftlichen Niederganges. Einer Hauptstadt, für die alle Provinzen arbeiten, in der sich Reichtum, verschwenderischer Glanz und Lasterhaftigkeit zusammendrängen, steht der Ruin der Landwirtschaft und die zunehmende Verarmung der politisch gebundenen, dumpf hinvegetierenden unteren Volksschichten gegenüber. Der Absolutismus, in Rom gemildert durch edle Persönlichkeiten wie Marc Aurel, der in manchem Betracht an den Philosophen von Sanssouci gemahnt, ist dort wie hier nicht im Stande, der zunehmenden Corruption der Beamten, dem Nepotismus, der Beugung des Rechts zu wehren. Wie man das zweite Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ein leeres Blatt zwischen zwei Religionen genannt hat, so liegt im achtzehnten das religiöse Leben tief darnieder, und gerade in den höhern Ständen herrschen neben ausschweifendster Sittenlosigkeit und leichtfertiger Zweifelsucht krasser Aberglaube und frömmelnde Heuchelei, die die Andachtsübungen der Jesuiten nicht versäumt, um sich dann heimlich an der „Pucelle d'Orléans" zu erbauen. Hier wie dort sind die glänzenden Tage der Litteratur vorüber. Dort hat die Pantomime, hier das Ballet den heiligen Ernst der Tragödie verscheucht. In der bildenden Kunst stöfst die Neigung zu schwülstigen Allegorien und geschmackloser Schmeichelei ab. Die Darstellungen der Verleumdung, des Reichtums, der Redekunst,[2] wie sie Lucian nach zeitgenössischen Gemälden meisterhaft zu beschreiben weifs, ebenso das amorettengeschmückte Bild von der Vermählung Alexanders mit Roxane[3] könnten Lebruns Schüler gemalt haben. Beide Zeiten sind reich an hochbegabten, arm an grofsen Menschen. Es fehlt an tiefen Gedanken und kühnen Erfindungen, es gebricht an Heroismus und echter Begeisterung. Der Widerwille gegen die raffinierte Überfeinerung, gegen

die innere Fäulnis, die sich hinter der Eleganz der gesellschaftlichen Formen verbirgt, die Selbstverachtung der Zeit treibt das Extrem hervor, dort die affektierte Bedürfnislosigkeit der Cyniker, hier die Verherrlichung des Naturzustandes durch Rousseau.

Solche Zustände sind der rechte Nährboden für die Satire, und wenn schon des Tacitus Stimme bitter klang, so nimmt es nicht Wunder, daſs der letzte groſse römische und der letzte groſse griechische Schriftsteller Satiriker sind: Juvenal, der schwerblütige Römer, mit seinem „difficile est satiram non scribere“, der grollend den Unrat der Laster Roms aufrührt, und Lucian, der immer frohgelaunte Hellene, der es versteht, „ridendo dicere verum“, ohne den Grazien untreu zu werden. Juvenalisches Gepräge aber zeigt wiederum im 18. Jahrhundert Swifts gehässige, essigsaure Satire, und geradezu überraschend ist die Fülle ähnlicher Züge, die sich bei einer Nebeneinanderstellung Lucians und Voltaires, des groſsen Spötters der Aufklärungsphilosophie, aufdrängen. Die Ähnlichkeit dieser beiden interessanten Gestalten im einzelnen zu verfolgen, zu untersuchen, wie in ihrem Lebensgang und ihrem Charakter, in der Weltanschauung und in den Objekten ihrer Satire sich übereinstimmendes findet, lohnt vielleicht um so eher der Mühe, als eine Vergleichung, die auch nach dem Verschiedenartigen fragt und die immer den einen zur Folie des andern macht, zugleich das Charakterbild eines jeden zeichnen muſs. Hält dann der flüchtige Eindruck der Ähnlichkeit bei eingehender Prüfung wirklich Stich, so würde eine solche induktive Untersuchung einen willkommenen Beleg für den Satz liefern, daſs ähnliche Kulturbedingungen gleichartige litterarische Erscheinungen und verwandte Geister von übereinstimmender Entwicklung hervorrufen. Denn eine bewuſste Nachahmung Lucians, die die Gleichheit sehr einfach erklären würde, liegt bei Voltaire schon deshalb nicht vor, weil er von beiden bei weitem der genialere ist. Er hat auch sein griechisches Gegenstück nur sehr oberflächlich gekannt; er hätte es sonst fleiſsiger citiert und benutzt.[4]

Beide haben ein bewegtes Leben geführt und mit hellen Augen in alle Winkel der Wirklichkeit gespäht. Sie sind nichts weniger als Stubenhocker, und doch Freunde stillen Studiums und ungestörten Schaffens. In Samosata am Euphrat um 120 n. Chr. von syrischen Eltern schlichten Standes geboren, wird Lucian zum Bildhauer bestimmt, entläuft aber und bildet sich in Ionien, vielleicht in Smyrna,[5] zum Rhetor aus; diese Lehrjahre wandeln ihn völlig zum Griechen um, und wie gründlich er sich die hellenische Litteratur aneignete, davon zeugt die übergroſse Zahl der Citate und Anklänge in seinen Schriften. Die Wanderjahre führen den Unstäten über Athen und Rom nach Gallien; hier bekleidet er eine Zeit lang das Amt eines wohlbestallten Kaiserlichen Professors der Rhetorik; aber das hohle Phrasengepränge der Prunkreden, das Wortgeklingel spitzfindiger Redegefechte widert ihn an; auch die Philosophie, der er sich erkenntnisdürstend in die Arme wirft, enttäuscht ihn; so läſst er sich denn in seinem geliebten Athen nieder und widmet all seine Zeit der Abfassung satirischer Dialoge, in welchen er Platos Form mit dem Geiste der Komödie und des Satirikers Menippus füllt. Auf gelegentlichen Reisen, die ihn auch wieder einmal in seine Vaterstadt führen, trägt er — offenbar ein beliebter Recitator — die Erzeugnisse seiner Muse vor. Schlieſslich finden wir ihn in hoher Beamtenstellung als Archivar oder Kanzleichef in der Provinz Ägypten, mag ihn nun ehrenvolle Berufung oder Geldnot zur Annahme dieses Postens bewogen haben. Hier ist er in hohem Alter um das Jahr 200 gestorben. — Wie für Lucian Athen, so war für Voltaire England die geistige Nährmutter. Sein Leben ist stürmischer, weil der Kampf der Parteien gehässiger, die Zeit unduldsamer, er selbst hitziger und streitlustiger war. Schriften werden ihm verbrannt, er wird geprügelt, verfolgt, in die Bastille gesetzt; aber er findet doch Zeit zu innerer Sammlung in Cirey und genieſst als „Patriarch von Ferney“ einen ruhigen Lebensabend, verschönt durch

die Verehrung weiter Kreise. Die Fürsten und die Frauen, die für Voltaire so viel bedeutet haben, fehlen, so weit unsere Kenntnis reicht, fast ganz im Leben Lucians: die Fürsten, weil sein Griechenstolz die Römer überhaupt nahezu ignorierte, und Rom selbst ihn mehr abstieſs als anzog, die Frauen, weil sie im Geistesleben und in der Gesellschaft keinen Einfluſs übten; die Gestalt einer Marquise du Châtelet ist in jener Zeit einfach undenkbar. — Den Haſs der Gläubigen haben sich beide zugezogen. Wenn der Byzantiner Suidas mit Behagen berichtet, Lucian sei — nach berühmten Mustern, wie Euripides — zur Strafe für seine Spöttereien von Hunden zerrissen worden, und ihm das ewige Feuer in der Nachbarschaft Satans in Aussicht stellt, so hat sich andrerseits auch kleinliche Rachsucht an die letzten Augenblicke Voltaires geheftet.

In dem Sanguiniker Voltaire mischt sich seltsam Licht und Schatten. Neben lächerlicher Eitelkeit, maſslosem Ehrgeiz, unedler Geldgier, feiger Verleugnung seiner Schriften, teuflischem Cynismus eine leidenschaftliche Wahrheitsliebe, ein furchtloser Rechtssinn — man braucht nur den Namen Calas zu nennen —, eine rasche Empfänglichkeit für alles Schöne, auch für das sittlich Hohe, eine rührliche Wohlthätigkeit. Lucians Bild ist begreiflicherweise durch die Länge der Zeiten mehr verwischt; aber auch in den Schriften prägen sich weder so groſse Fehler noch ausgleichende Vorzüge aus; er ist kühler und zurückhaltender; frei von der verzehrenden Eitelkeit Voltaires gewinnt er uns durch seinen Humor und die Selbstironie, mit der er sich als moquanten, verschmitzten Advokaten oder als einfachen Dutzendmenschen hinstellt.[6] In der freimütigen Liebe zur Wahrheit steht er nicht hinter Voltaire zurück, und dieser würde mit Freuden dem schönen Bekenntnis Lucians beigestimmt haben: „Ich hasse alle Aufschneiderei, ich hasse alles marktschreierische Wesen, ich hasse alle Lügen und eitlen Dünkel; aber ich liebe die Wahrheit, ich liebe das Schöne, ich liebe das Natürliche und alles wahrhaft Liebenswürdige“.[7]

Von dem Boden einer verwandten Weltanschauung aus greifen sie, vielfach übereinstimmend, ähnlich Ziele mit ihrer Satire an. Beide gelten von jeher als typische Religionsspötter. Aber sie sind besser als ihr Ruf, zumal Voltaire. Es lieſse sich leicht eine Reihe schöner, ja erhabener Gedanken über Wesen und Wert der Religion aus seinen Werken sammeln. Nicht ein Gegner des Christentums, geschweige denn der Religion war er; aber weil nach seiner Überzeugung Worte und Wesen des schlichten, edlen Stifters der christlichen Religion nur Frieden und Duldung predigen, ward er aus Wahrheitsliebe ein Gegner der Kirche, deren Antlitz der Einfluſs der Jesuiten völlig verwandelt hatte, der Jesuiten, die trotz des furchtbaren Schlages, den ihnen Pascals „Lettres provinciales“ versetzt hatten, unter dem alternden Ludwig XIV. in Kirche und Staat wieder allmächtig geworden waren. Und so gelten seine Angriffe den unbiblischen und widersinnigen Dogmen und Institutionen, die mit Christi Lehre nichts gemein haben, den Anmaſsungen des Papsttums z. B., die sich auf einem Wortspiel mit Petrus und πέτρα aufbauen: sie gelten dem starr am Buchstaben haftenden, judaisierenden Bibelglauben mit seinen Widersprüchen und gezwungnen Erklärungen,[8] der schmählichen Veräuſserlichung des religiösen Lebens, der die Jesuiten durch den Cultus des heiligen Herzens, den Reliquiendienst und das tägliche Communicieren die Wege ebneten, dem kleinlichen Zwiste der Sekten, die sich um Nichtigkeiten mit tödlichem Hasse befehdeten und doch auf der Amsterdamer Börse gar friedlich miteinander verkehrten,[9] und nicht zum mindesten den Lastern, dem Fanatismus, der Heuchelei, dem Nichtsthun, der Ignoranz des Clerus, insonderheit des Mönchtums. Der Gedanke empört ihn, daſs „seit dem Concil zu Nicäa bis zum Aufruhr in den Cevennen nicht ein Jahr vergangen ist, wo Christen nicht um des Glaubens willen Blut vergossen haben“, zwecklos nach seiner Überzeugung: denn „die Wahrheit leuchtet mit ihrem eignen Licht, aber brennende Scheiterhaufen erleuchten niemanden“ (l'Ingénu). Gewiſs, seine Waffen sind oft unedel. Weil

ihm das tiefe, unter den Qualen des Zweifels leidende Gemüt eines Pascal fehlt, wird er sarkastisch, hämisch, ja cynisch. Mit Lucian trifft ihn der schwere Vorwurf, kein Verständnis für die weihevolle Kraft des Glaubens, für den Kern tiefer Wahrheit, den die ehrwürdigen Mythen umschliefsen, keinen Sinn für die historische Entwicklung und Berechtigung auch der Ornamente des Volksglaubens gezeigt zu haben. Die eigenartige Poesie des alten Testaments ist ihm ein sinnloser Gallimathias, der mittelalterliche Kirchenglaube ein Wust dumpfer Borniertheit. — Diese „Begeisterung des Hasses" teilt Lucian nicht. Auch er ist ein Bilderstürmer, aber er will nicht, wie Voltaire, für die philosophische Aufklärung, für das befreiende Wissen gewaltsam Bahn brechen oder eine neue Weltanschauung aufbauen. Bei ihm nimmt der nüchterne Verstand Anstofs am handgreiflich Absurden und Verlognen. Aber bei der Verspottung der ungereimten Fabeln des alten Homerischen Götterglaubens verliert er den Humor nicht; er unterhält einen Kreis feingebildeter Hörer mit seinen „satirischen Purzelbäumen" (σατιρικὰ σαλτάρια), in denen er die Liebschaften des Zeus und seine ehelichen Zerwürfnisse, die allzumenschlichen Seiten der olympischen Götter, die sich bei der immer zunehmenden Menge von Gottheiten nachgerade Nektar und Ambrosia streitig machen und überdies von den Parzen abhängig sind, die Phantasien über den Hades, die Inspiration Homers durch die Musen und dergleichen ins Lächerliche zieht, wie es schon vor ihm die Komödie gethan hatte. Er vergifst dabei freilich ganz, zu wie herrlichen Gedanken, Gefühlen und Worten eben dieser enge Glaube Homers einen Pindar, einen Äschylus, einen Sophokles begeistert hatte. Schärfer wird sein Ton, wenn er sieht, wie niedrig und mudel über die Gottheit die Mehrzahl der Menschen denkt, die nach einer bestimmten Opfertaxe mit den Himmlischen um die Befriedigung kindischer Wünsche feilschen oder in dem Götterbild des Tempels, diesem Menschenwerk, in dessen hohlem Innern um ein Balkengerüst zahlreiche Mäuse ihr Wesen treiben, die Gottheit selbst verehren, deren wahre Gestalt doch gewifs weit über den Grenzen menschlicher Nachahmung sei.[11] Dieses Geifseln des kindlichen Anthropomorphismus, dem sie eine reinere Auffassung des Göttlichen entgegenhalten, ist ein Hauptmotiv der Lucianischen und Voltaireschen Satire.[12] „Es wäre vergeblich", sagt Lucian,[13] „über alle diese Thorheiten, an denen der Volksglaube hängt, sich in ernsten Rügen zu ergehen; man kann hier blofs die Rolle des Heraklit oder die des Demokrit spielen, und entweder über die Narrheit der Leute lachen oder ihren Unverstand beweinen". „Nein", eifert Voltaire, dessen feurigem Agitatorsinn diese Beobachterrolle widerstrebt, „bekämpfen, vernichten mufs man sie! écrasez l'infâme! Über die Finsternis des Köhlerglaubens hinauf zum Lichte der Aufklärung!" — Es entging ihm, wie viel tiefer und schöner schon vor ihm einer der edelsten Menschen, Spinoza, den Gedanken Lucians ergänzt hatte: „Man mufs die Irrtümer der Menschen nicht belachen oder beweinen, man mufs sie zu verstehen suchen".

Wenn ihre Befehdung des positiven Glaubens hier und da anstöfsig erscheint, so kann ihr Kampf gegen den Lug und Trug des Aberglaubens nur vollen Beifall finden. Man mufs die haarsträubenden Histörchen des Aristides und des Älian lesen, um ein Bild zu bekommen, wie in jener haltlosen Zeit die Wundergläubigkeit ins Grenzenlose schweifte, um so mehr, als es noch an jedem halbwegs wissenschaftlichen Verständnis der Naturerscheinungen gebrach. Da erzählt etwa Älian mit heiligem Ernst, wie ein an der Pfote verwundeter Kampfhahn sich in den Asklepiostempel geschleppt, dort sich unter den Chor der Heilung suchenden Beter gestellt und mit ihnen zum Götte ge—kräht habe, worauf er plötzlich geheilt aus dem Heiligtum hinausstolziert sei.[14] Zaubersalben, die Menschen in Tiere wandeln, wie z. B. den Helden eines Lucianischen Märchens in einen Esel, Liebestränke, von thessalischen Hexen gebraut, Erscheinungen Verstorbener, wunderthätige Bildsäulen und Grabmäler, augenrollende

oder gar in der Luft herumschwebende Götterbilder, dazu eine weitverbreitete Quacksalberei, die von den sinnlosesten Mitteln Heilung versprach — den in ein Stück frische Löwenhaut genähten Zahn einer Spitzmaus rühmt bei Lucian einer als unfehlbares Mittel gegen Beinschmerzen —, all dieser Hokuspokus hielt eine Unzahl alter Weiber beiderlei Geschlechts in Athem. Ein köstliches Kränzchen solcher Spittelbasen vom stärkeren Geschlechte führt uns Lucian in seinem „Lügenfreund" vor. In besondern Schriften stellt er einen calculierenden, eitlen Scheinheiligen, den Peregrinus Proteus, an den Pranger und entlarvt erbarmungslos das unerhört kecke Gaukelspiel des paphlagonischen Orakelschwindlers Alexander. — Es ist bekannt genug, dafs im Jahrhundert Voltaires Tausende, besonders aus den höhern Ständen, sich von jenem verwegenen Betrüger bethören liefsen, der, ein neuer Alexander, als Graf Cagliostro „seine Orakel mit einer so ehernen Stimme sprach, als ob sie aus einer mit Krepp umflorten Trompete ertönten",[15] nicht minder bekannt, wie reichlich Wunderdoktoren, von der Art der Mesmer und Gafsner, Zulauf hatten aus den Kreisen derer, die, wie das Sprichwort sagt, nicht alle werden. Und so werden wir nicht überrascht sein, in Voltaires philosophischem Wörterbuch Begriffen wie: apparition, superstition, vampire, verge (Zauberrute) ausführliche Artikel gewidmet zu sehen, wir werden in seinen Schriften manchen Hieb auf die Quacksalberei der Zeit verstehen, so wenn etwa im Roman „Zadig" einem die Nase eines Toten als Pflaster auf die schmerzende Stelle gelegt wird.

Schlechter noch als der Wahn der Unmündigen besteht vor dem Tribunal dieser gestrengen Richter der selbstgeschaffne der Philosophen. Lucian besonders hat Ursache, rastlos die Klinge zu ziehen gegen die ungezählten dünkelhaften, heuchlerischen, habgierigen Afterphilosophen seiner Zeit, jene Jesuiten des zweiten Jahrhunderts, die Feinde wahrer Weisheit und Vernunft, die dem Volke die Köpfe verdrehten und den Beutel schröpften. Er wird nicht müde, mit der schärfsten Lauge seines Spottes diese marktschreierischen Rabulisten zu übergiefsen, die durch auffallendes Äufsere schon, durch langen Bart, Schnappsack, Knüttel und oft unsaubern Mantel sich aufdrängend, neue Weisheit und unwidersprechliche Wahrheit gefunden zu haben sich anmafsten und doch innerlich hohl und verkommen waren. In der drastischen Schilderung eines „Gastmahls", bei dem die Vertreter verschiedener philosophischer Sekten sich im eigentlichsten Sinne in die Haare geraten und in Worten und Werken schlimmer wie Gassenjungen betragen, wird mit vernichtendem Hohn bewiesen, dafs der scholastische Wortkram der Schulsysteme wertlos ist, wenn die Beschäftigung mit der Philosophie nicht dazu verhilft, die Menschen gesitteter und besser zu machen. — Aber nicht nur den unwürdigen Vertretern, die den Namen von Philosophen gar nicht verdienten, auch den verschiedenen Systemen, ihren Schöpfern und verständnisvolleren Jüngern gelten die Angriffe beider Satiriker, allen metaphysischen Systemschmiedereien, allen kosmologischen Constructionen treten sie mit spöttischem Zweifel entgegen; je phantasievoller diese Gedankengänge sind und je höher sie über allem Irdischen schweben, um so rücksichtsloser erschallt ihr höhnisches Gelächter: Platos Ideenwelt ist für Voltaire „eine Charlatanerie des Geistes, in einem seltsamen Kauderwelsch verfafst, um Müfsiggänger zu amüsieren". „Ich möchte kein Haus in der Republik des Plato haben, aber sämtliche kugelförmige und sonstige Atome des Descartes stelle ich ihm als Baumaterial gerne zur Verfügung". Neben der weltentrückten Verstiegenheit des Plato — er wohnt z. B. nicht mit auf den Inseln der Seligen, sondern in einer selbstconstruierten, nach seinen eignen „Gesetzen" eingerichteten Welt[16] — persifliert Lucian die schulmeisterlich pedantische Begriffszergliederung der Platonischen Dialoge, indem er in seinem „Parasiten" einen begeisterten Vertreter dieses oft virtuos betriebenen Gewerbes den Begriff der „Schmarotzerkunst" spitzfindig entwickeln und

beweisen läfst, dafs sie die Krone aller Künste, der Parasit allein der wahre Mensch sei. Besonders zuwider ist dem heitern, freiheitsliebenden Geiste Lucians der sauertöpfische Rigorismus der Stoiker und ihr pedantisches Festhalten an selbstgefällig vorgetragenen Dogmen und gekünstelten Schlufsketten: behaupteten sie doch hochmütig, nur wer ihren Weg wandle, sei „allein König, allein reich, allein weise“. Wie er im „Hermotimos“ einen autoritätsgläubigen, etwas schwachgeistigen Jünger dieser Sekte gründlich ad absurdum führt, so ist Voltaires ganzer Roman „Candide“, in dem ein reiner, gutgläubiger Mensch auf wechselnden Schauplätzen alle Leiden und Übel dieser Dornenwelt durchkostet, eine Widerlegung des Leibnizschen Optimismus, der in der Figur des Doktor Pangloss ergötzlich karrikiert wird. In Scherz und Ernst hat Voltaire diesen Glauben an die „Beste der Welten“, wie ihn Shaftesbury, Pope, Leibniz teilten, unablässig bekämpft; gegen die damit verwandte Anschauung Wolffs von der unbedingten Zweckmäfsigkeit dieser Welt zielt es, wenn im 6. Gesange des Lehrgedichts „Vom Menschen“ die Mäuse den Schöpfer preisen, dafs die Erde so vortreffliche Mäuselöcher habe, und wenn als eigentlicher Zweck der Nase, der ihr Vorhandensein rechtfertigen soll, das Brillentragen bezeichnet wird. — Beide haben übrigens auch ihre Lieblinge: Lucian tritt als warmer Verteidiger des Freidenkers Epikur auf,[17] und Locke, der Verfechter der Toleranz und der Induktion, geniefst Voltaires Verehrung. Es ist aber bezeichnend, dafs keiner von beiden sich zu einer bestimmten philosophischen Richtung bekennt. Jeder gesteht, nach längerem Studium von der Philosophie enttäuscht worden zu sein,[18] keiner will von metaphysischen Dogmen und Systemen etwas wissen. Gern wird der Gedanke ausgeführt, dafs die Philosophen noch weit von der Wahrheit entfernt sein müfsten, da sie über die einfachsten Fragen meinig seien.[19] „Ich glaube nicht, dafs es jemals einen Systemphilosophen gegeben hat, der nicht am Ende seines Lebens eingestand, er habe seine Zeit nutzlos vergeudet“, lautet eine etwas kühne Behauptung Voltaires. Gründlichkeit der Kritik auf diesem Gebiete ist indessen Lucians Sache noch weniger als Voltaires. Wenn schon dieser frivol genug ist, gelegentlich Gutes und Verschrobenes ohne gewissenhafte Prüfung zugleich zu verhöhnen, nur um amüsant zu schreiben, und um des blofsen Witzes willen manches zu verdrehen und zu übertreiben, so ist er doch in diese Fragen viel tiefer und ernster eingedrungen und führt z. B. den Kampf gegen Leibniz mit den Waffen der Wissenschaft, wie sie erst das grofse 17. Jahrhundert, die Descartes und Bacon, Spinoza, Bayle, Kepler, Newton, Harvey u. A. geschaffen hatten. Lucian dagegen, der einseitige, hochmütige Rhetor, reitet sozusagen ohne wissenschaftlichen Schlufs auf Balance: seine Kenntnisse sind oberflächlich, sein Horizont enger begrenzt; ohne solide Methode verläfst er sich auf seinen gesunden Menschenverstand und sein feines ästhetisches Gefühl. Kein Wunder, wenn sein Sinn für das Komische sich an Äufserlichkeiten klammert und wenn dann das Urteil mitunter recht schief ausfällt: Sokrates wird vorwiegend wegen seines lächerlichen Äufsern, seiner Schwatzhaftigkeit und seiner ὁμιλία πρὸς τοὺς ἐρῶντας verspottet; bei dem ehrwürdigen Pythagoras hat stets seine Seelenwanderungslehre und die Abneigung gegen den Genufs von Bohnen herzuhalten; Empedokles, der sich aus Eitelkeit in den Ätna gestürzt hatte, tritt gewöhnlich halbgebraten auf, und was dergleichen Späfse mehr sind. — Es ist für diese beiden klaren Köpfe, denen die Vernunft als einziges Instrument zur Erkenntnis der Wahrheit galt, bezeichnend, dafs sie — Voltaire wenigstens in seinen spätern Schriften — in der alten Frage: „servum an liberum arbitrium?“ durch eine Reihe zwingender Schlüsse zum Determinismus gedrängt wurden: „Wenn die Parzen“, so argumentiert der Strafsenräuber Sostratos vor dem Richterstuhle des Minos im Hades, „mein Leben und Handeln voraus bestimmt und gelenkt haben, dann bin ich nur das Schwert in ihrer Hand gewesen, und sie, nicht mich trifft die Verantwortung für meine Thaten“.[20] Man sollte

meinen, dieser Skepticismus — denn auf dem kommen doch zuletzt beide an — müfste sie zu hoffnungslosen Pessimisten gemacht haben, und in der That begegnen uns, zumal bei Voltaire, der unerschrocken immer wieder mit den ewigen Rätselfragen: Was will das Übel in der Welt? Wie läfst sich die empörend ungleiche Verteilung von Glück und Unglück rechtfertigen? und dergl. sein Hirn zermartert, Aussprüche genug, die eine verzweifelt düstre Stimmung verraten: „Der Mensch ist ein schlechter Witz des Schöpfers“. „Zu allen Zeiten, in allen Ländern, auf allen Gebieten wuchert das Böse, und das Gute ist selten“. „Die Welt ist der Schauplatz des moralischen und physischen Übels“. „Wir bleiben alle über die Grundprincipien der Welt genau so unwissend, wie wir es in der Wiege waren“. „Wir sind die Sklaven von allem, was uns umgiebt“. „Ich rate euch, an allem zu zweifeln, aufser etwa daran, dafs die Winkel eines Dreiecks zwei Rechte betragen und dafs $2 \times 2 = 4$ ist, oder wendet euch mit eurer Wifsbegier an — die Sorbonne!“[21] Lucian läfst den Epikuräer Damis die göttliche Weltordnung herb kritisieren: Es gehe auf dem grofsen Weltschiffe skandalös zu: die faulsten und unfähigsten Burschen seien Befehlshaber, und Leute, die geborne Schiffskapitäne wären, müfsten sich zum Wasserausschöpfen brauchen lassen. Schurken, die die Peitsche verdienten, hätten Ehrenplätze neben dem Steuermann inne, während eine Menge wackrer Leute sich im Zwischendeck zusammendrücke und ausgemacht schlechte Kerls über ihren Köpfen wandeln lassen müsse. „Erinnere dich nur, was Sokrates, Aristides, Phocion für eine Lebensfahrt gehabt haben, wie es ihnen oft am trocknen Brode gefehlt hat, und wie ihnen kaum Platz genug vergönnt war, ihre Beine auf harten Brettern unten im Schiffsraume auszustrecken; in welchem Überflusse dagegen ein Kallias, Midas, Sardanapal schwelgte, und mit wie empörendem Übermute sie allen denen begegneten, die unter ihnen waren“.[22] Wie dem grämlichen Charon bei Lucian, so erscheint dem Memnon des Voltaire die Erde als ein grofses Narrenhaus, „un grand Bedlam“. — Aber sie waren doch zu sehr Vertreter des gesunden Menschenverstandes, sie hatten beide ein zu glückliches, heiteres Temperament, eine zu ausgesprochene Neigung, alles von der lächerlichen Seite zu nehmen, als dafs sie sich in so grämlichen, lähmenden Betrachtungen verloren hätten. Trotz aller gelegentlichen Sarkasmen und trotz des rühmlichen Feuereifers, mit dem er für selbstdenkende, als Atheisten verschriene Köpfe wie Bruno, Vanini, des Périers manche Lanze brach, hält Voltaire an den Postulaten der Deisten „Gott und Unsterblichkeit“ fest:[23] vor allem aber die Moral, die Philosophie des praktischen Lebens, ist der feste Boden, der ihnen Halt giebt. In dem Roman „Zadig“ fragt der Titelheld den einen von zwei Magiern: „Worin willst du deinen Zögling unterrichten?“ „Ich werde ihm“, erwidert der Gelehrte, „die acht Teile der Rhetorik lehren, die Dialektik, die Astrologie, die Dämonomanie, ferner, was man Substanz und Evidenz, abstract und concret, die Monaden und die prästabilierte Harmonie nennt“ (gegen Leibniz). — „Ich“, sagt der andre, „werde mich bemühen, ihn zu einem braven und liebenswerten Manne zu machen“. Die Tugend besteht in Werken, nicht in Wortstreiten, das ist der einfache Text, über den diese echten Popularphilosophen predigen; ein reines Herz, ein bedürfnisloser, zufriedner Sinn ist echtes Glück, nicht die Güter dieser Welt, an denen die Narren hängen, auch nicht die Last unfruchtbarer Gelehrsamkeit. Diese gesunde Weltanschauung lehren gerade die trefflichsten Schriften Lucians, sie verkörpert sich in seinen gelungensten Gestalten. Der brave, zufriedne Schuster Micyllus, dieses Urbild Johanns, des muntren Seifensieders, die cynischen Philosophen Menippus und Diogenes, deren heitre Bedürfnislosigkeit (αὐτάρκεια) und männlicher Freimut (παρρησία καὶ ἐλευθερία) den Herren und den Vorurteilen dieser Welt gegenüber sie zu Lieblingen Lucians machte, so sehr ihr absichtlich vernachlässigtes Äufsere und taktloses Betragen auch seinen feinen Schönheits- und Formensinn beleidigte, die edle, milde

Humanität echter Weltweisen, wie Nigrinus und Demonax, deren ideale Gestalten er uns mit herzerwärmender Bewunderung zeichnet, sind Zeugen dafür, dafs er nicht allen Glauben an das Gute im Menschen verloren hatte, ebenso wie die packende dramatische Kraft, mit der er in Schriften wie „Timon“ und „Charon“, im „Haushahn“, in den „Wünschen“ und besonders in den „Totengesprächen“ all das Scheinglück dieser Welt seines Glanzes entkleidet, uns erkennen läfst, dafs dieser scheinbar so leichtfertige Feuilletonist sehr ernste und sehr hohe Gedanken von wahrem Menschenglück gehabt hat. Immerhin ist sein moralisches Ideal engumgrenzt. Selten klingt bei ihm etwas wie Nächstenliebe an, und wie dem ganzen Altertum, fehlt ihm einer der erhebendsten Gedanken, den wir kennen, und dem auch Voltaire die gebührende Stelle in seinen zahlreichen Moralschriften angewiesen hat, die Überzeugung vom Segen der Arbeit. Hier einige Stellen aus Voltaire: „Wie viel wertvoller ist eine gute That als ein gelehrter Dogmenstreit!“ „Das Paradies den Wohlthätigen!“ „Der Erfinder des Weberschiffchens hat sich um die Menschheit weit verdienter gemacht, als der Entdecker der angebornen Ideen.“ „Das schönste Geschenk, was Gott dem Menschen gemacht hat, ist die Notwendigkeit zu arbeiten“.[24] Und am Schlusse des „Candide“ sagt Martin: „Arbeiten wir, ohne zu philosophieren! Das ist das einzige Mittel, das Leben erträglich zu machen“.

Es ist fast selbstverständlich, dafs so welterfahrne Männer, die Lust und Leid des Lebens durchgekostet hatten, Männer von so feinem Gerechtigkeitsgefühl und so vorurteilsfreiem Denken an den verrotteten socialen Zuständen ihrer Zeit Anstofs nehmen mufsten. In Zeiten des Absolutismus sind sie Demokraten, Voltaire freilich nur theoretisch: denn Rousseaus Weltverbesserungspläne sind ihm eine Thorheit, und persönlich mag er mit der „Canaille“ nichts zu thun haben. „Das Volk wird immer dumm und barbarisch sein: es sind Ochsen, die ein Joch, einen Stachel und Heu brauchen.“ Auch Lucian ist der Meinung, dafs „das gemeine Volk, der Kehricht (ὁ σάραξ), immer borniert bleiben wird“.[25] Aber aus seinem Hafs gegen die sündhafte Verschwendung der Reichen und den brutalen Hochmut der Mächtigen macht er kein Hehl, und mit einer gewissen Zärtlichkeit sucht er die Lieblingsfiguren seiner Dialoge unter den armen Schluckern. Wie durch seine „Saturnalischen Briefe“ die Sehnsucht nach einer vernünftigeren Verteilung der Güter, nach dem „goldenen Zeitalter“ geht, so verlangt Voltaire, unzweifelhaft unter dem Einflusse von Rousseaus „état de nature“ und unter dem Eindrucke seiner Erinnerungen aus dem freien England, dafs man die schmachvolle Knechtschaft der französischen Bauern abschaffe, dafs man den Bischöfen keine Paläste baue, so lange noch arme Landeurés in jammervollen Pfarrhütten darben, dafs nur die Reichen, dafs in erster Linie die geistlichen Güter Steuern zahlen sollen.[26] Ja in dem Testamente des Pfarrers Meslier, das er veröffentlichte wie Lessing des Reimarus Nachlafs, predigt er offen Rebellion gegen Staat und Kirche. Er läutet mit diesen kühnen Forderungen, die im wesentlichen auf die Freiheit des Individuums, die „droits de l'homme“, hinauslaufen, die Revolution nicht minder ein, wie mit dem verletzend scharfen Ton, den seine Lustspiele und Romane, unter diesen besonders „l'Ingénu“, seine beste Leistung, in der Brandmarkung der verkommenen Sitten und des zerrütteten Familienlebens der höhern Stände ebenso sehr als in der Schilderung des erschütternden Elends der vergewaltigten Volksschichten anschlugen. — Verfolgt man die satirischen Schilderungen des wirklichen Lebens mehr ins einzelne, so tritt begreiflicherweise der Unterschied der Zeiten und auch der der beiden Schriftsteller schärfer hervor. Voltaire ist viel sachlicher: er vertieft sich mit Ernst in die schwierigen Probleme einer höchst verwickelten Kultur, an die im Zeitalter Marc Aurels kein Mensch dachte. In dem Kaleidoskop Lucians schwirren Modephilosophen, Rhetoren, Parasiten, Hetären, Erbschleicher, elende Scribenten, alles zum Teil schon Inventarstücke der Komödie, durcheinander. Voltaire führt aufser gegen den Clerus und das Cölibat, gegen Intoleranz und Knebelung der Redefreiheit, Krieg gegen die verrottete Rechtspflege, in der ihn die Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit der Prozesse, das Festhalten an veralteten Rechtsbüchern, deren mittelalterlich barbarische Strafbestimmungen, z. B. die Tortur bei Fahnenflucht, „Verbrechen gegen Gott“ und dergl., jeder Vernunft Hohn sprachen, ferner die Eingriffe der Kirche in eherechtliche Fragen empörten, er wendet sich gegen die Finanzmifswirtschaft und die Räubereien der Zollpächter, gegen den Ämterkauf und den Einflufs der Frauen bei Stellenbesetzungen, gegen den Partikularismus der Provinzen Frankreichs, die sich mit Binnenzöllen das Leben schwer und teuer machten, und wo jedes Nest eignes Recht, eignes Mafs und Gewicht beibehielt, obgleich man in ganz Frankreich einerlei Schuhe und Hosen trug, schliefslich gegen die Erziehung der Mädchen in Klöstern und gegen die Unwissenheit der jungen Adligen, die nur Tanzen und Vaudevillesingen lernten.[27]

Gemeinsam haben beide noch einen Zug, der ihnen, zumal dem Lucian, Ehre macht, den Abscheu vor zwecklosem Blutvergiefsen und Tierquälerei. „Man sollte die rohen Gladiatorenspiele in Athen nicht einführen, ehe man den Altar des Mitleids entfernt hat“. „Die Altäre der Diana im Taurierland, wo sie ihr jungfräuliches Herz an Menschenopfern labte, würde ich mit Vergnügen umgestürzt haben“. Das Geifseln der spartanischen Knaben, das Opfern von unschuldigen, hilflosen Tieren, deren klägliches Geschrei Mitleid erweckt, das rohe Quälen der Lastesel, das sinnlose Kriegführen um eines wertlosen Grenzackers willen, das alles erregt seinen Unwillen.[28] Voltaire ist ein entschiedener Gegner des Krieges und ein Verehrer des „Traité de la paix universelle“ vom Abbé de St. Pierre. Grausamkeit gegen Tiere ist ihm ein gemeines Verbrechen. Er scheint sogar zum Vegetarianertum zu neigen: „Da gab es köstliche Gerichte, in deren keinem ein verwandelter Leichnam verborgen lag“, heifst es in der „Prinzessin von Babylon“, und in derselben Erzählung entsetzen sich die Orientalen über „die Rohheit der Völker des Westens, die ihre eigenen Haustiere essen“. Ein andermal rühmt ein Capaun einer Poularde den Pythagoras, weil er das Töten von Tieren verboten habe.[29] Gewifs, dieser unbedeutende Zug von Humanität läfst uns beide in freundlicherem Lichte erscheinen, man mag über die Berechtigung solcher Anschauungen denken, wie man will.

Sehen wir von der satirischen Schriftstellerei ab, so verbindet Lucian und Voltaire noch ein gleiches Interesse für die Geschichte, ein Interesse, das bei Lucian sich wohl noch von der Rhetorenschule herschreibt, in der nach wie vor die beliebten historischen Themen aus den Perserkriegen ausgeschlachtet wurden, und das ihn daher die rhetorische Seite der Geschichtsdarstellung vor der sachlichen betonen liefs. Er hat über Zweck, Wesen und Form der Geschichtsschreibung als witziger Kopf nachgedacht und, darin im Altertum einzig in seiner Art, unter dem Titel: „Wie man Geschichte schreiben soll“ eine Theorie derselben verfafst, in der die Kritik zeitgenössischer Verirrungen auf diesem Gebiete, seinem wesentlich negativen Charakter entsprechend, einen grofsen Raum einnimmt. Er hat diese Theorie nie in Praxis umgesetzt, entweder weil er seine zu mangelhafte Quellenkenntnis selbst am besten fühlte, oder weil sein Ehrgeiz und sein ungeduldiger, fabulierfroher Sinn nicht nach Lorbern auf diesem Felde stand. Alles aber, was er von dem Historiker fordert — dafs er vor allem auf wahrheitsgetreue und unparteiliche, nicht auf bestechende und unterhaltende Darstellung bedacht sein solle, trotzdem aber den gegebenen Stoff als Künstler formen müsse, wie der Bildner das Erz, dafs sein Werk einem ungetrübten Spiegel gleichen möge, der alle Gestalten unverzerrt so wiedergebe, wie sie wirklich seien und dergleichen, — das alles ist gewifs Voltaire aus dem Herzen gesprochen, wenn dieser auch solchen strengen Normen nicht immer gerecht geworden ist. Denn in des

Hofhistoriographen Voltaire zahlreichen Geschichtswerken, unter denen wegen der Betonung der Kulturgeschichte der „Versuch über die Sitten und den Geist der Völker“ und „Das Zeitalter Ludwigs XIV.“ am höchsten stehen, nehmen wir heute Anstofs bald an der bezahlten Schönmalerei — so in der „Geschichte Peters des Grofsen“ —, bald an der vorurteilsvollen Tendenz — jenen „Versuch“ hat man eine grofse Injurie gegen das Christentum genannt —, bald an dem Bonmotstil, der oft bei wenig gründlichen Quellenstudien mehr Histörchen als Historie bietet, wie im „Leben Karls XII.“, das ja sonst wegen der gefälligen Darstellung von seinen Schriften in Deutschland heute noch am ersten Curs hat.

Im übrigen beherrscht Voltaire ein unvergleichlich viel weiteres Gebiet als Lucian, von dem eigentlich nur noch die reinrhetorischen Schriften, zum Teil wohl Jugendarbeiten, und die durch seine Schriften verstreuten feinen Schilderungen und Beurteilungen von Werken der bildenden Kunst anzuführen sind, die man mit Diderots „Salons“ vergleichen könnte. Ist er doch eine vorwiegend ästhetische Natur und steht unter dem Druck der einseitigen rhetorischen Modebildung seiner Zeit. Voltaire lebt mitten in einer Periode lebhaftesten Kampfes und Gedankenaustausches über metaphysische, religiöse, naturwissenschaftliche Fragen. Seine Eitelkeit treibt ihn, über die Grenzen seiner Begabung hinaus überall sein Wort mit in die Wagschale zu werfen. „Ich liebe alle neun Musen; man mufs bei möglichst viel Damen sein Glück zu machen suchen“. Er übersetzt Newton und vertieft sich mit der Marquise du Châtelet in mathematische und physikalische Probleme, aber er singt auch in pomphaften, freilich recht frostigen Prunkoden der Reihe herum sämtliche aufgeklärte Potentaten Europas an; er schreibt — der Euripides der Franzosen —, angestachelt vom Ruhme Corneilles und Racines, 15 Lustspiele und 28 Trauerspiele, von denen noch Goethe zwei der Übersetzung würdigte, die aber heute, als zu deklamatorisch und zu tendenziös, kein Mensch mehr liest; er will dem französischen Volke in der „Henriade“ eine Äneis geben und trägt in Lehrgedichten Popescher Manier „Über den Menschen“ und „Über das natürliche Sittengesetz“ seine Moral vor; er fängt mit siebzig Jahren an, ein philosophisches Wörterbuch als Ergänzung zur Encyklopädie zu schreiben und vollendet an 600 zum Teil sehr umfangreiche Artikel; er verfafst eine Menge Romane, poetische Erzählungen, Satiren, Epigramme, eine Unzahl von Streitschriften und findet daneben Zeit, eine geistreiche Correspondenz von einem Umfange zu führen, wie vielleicht nie vor oder nach ihm ein Schriftsteller. In der That eine geradezu staunenswerte Fruchtbarkeit und Arbeitskraft! „Mit so viel Gepäck kommt man nicht auf die Nachwelt“, scherzte er selbst. Und fast alle diese Schriften, zumal die wertvollsten, die belletristischen und die satirischen, scheinen ebenso wie die etwa 80 Schriften Lucians der augenblicklichen Eingebung entsprungen zu sein; aus einem Gusse, leicht und elegant, bewundernswert klar und wohldisponiert, mit bezaubernder Grazie und Natürlichkeit in Worte gekleidet, machen sie den Eindruck von Gelegenheitsschriften. Beide beherrschen als Meister ihre Sprache: Lucian ist der griechische Prosaiker, der den gröfsten Wortreichtum aufweist; er übertrifft sogar Plato. Voltaires Sprache ist noch heute die der gebildeten Franzosen.

Kein Wunder, wenn zwei so verwandte Naturen auch in der Form der Einkleidung für ihre Satiren, ja in den Einzelheiten des Stils manche Übereinstimmung zeigen, trotzdem die Verbreitung litterarischer Erzeugnisse im zweiten Jahrhundert so ganz andere Wege nahm als im 18., das das Feuilleton schuf und der Flugschrift einen so hervorragenden Platz einräumte. Lucians Werke waren zunächst verfafst, um gehört, nicht um gelesen zu werden; aber diese zweite Blütezeit der Sophistik war verwöhnt, und wenn er sein in der Regel wohl recht gewähltes Publikum fesseln wollte, griff er am besten zum dramatisch belebten Dialog,

den mit feiner Modulation der Stimme vorzutragen für einen Berufsredner eine ebenso schwierige wie dankbare Aufgabe war. Diese Darstellungsform sagt gerade dem griechischen Charakter mit seiner Freude am lebhaften, geistreichen Disputieren zu. Wieviel schlagfertiger Witz, wieviel überraschende Antithesen lassen sich in ihn verweben! Das Kampfgespräch mufs bei diesen geborenen Sophisten geradezu eine Volksbelustigung gewesen sein: es war ihnen ein Genufs, die Erde mit dem Meere, den Tod mit dem Leben, den Bäcker mit dem Koche sich streiten zu lassen. Dieser auf die verschiedensten Geistesgebiete übertragene Prozefsdialog ist darum die Lieblingsform Lucians. — Wie nahe steht der bewegliche gallische Esprit den Griechen! Und „das Genie des Esprit“, wie Carlyle Voltaire nennt, hatte im Jesuitenkolleg nicht nur, wie er behauptet, „Latein und dummes Zeug“ gelernt, er hatte auch Geschmack an den Fechtkünsten jesuitischer Dialektik gefunden. „Le pour et le contre“ ist der bezeichnende Titel einer seiner Jugenddichtungen. In seinen Schriften sieht sein unruhiger Geist immer den Leser sich gegenüber: er redet ihn an, er läfst sich von ihm Einwürfe machen, und so wird unvermerkt die Erörterung zum Gespräch. Wenn heute einer zu seiner geistigen Erquickung anhaltend im Conversationslexikon lesen wollte, so würde man geneigt sein, ihn in psychiatrische Behandlung zu geben. In Voltaires philosophischem Wörterbuch kann man heute noch wie vor hundert Jahren mit Genufs lesen. So fesselnd und lichtvoll werden hier die schwierigsten ästhetischen, religiösen, psychologischen Themen ohne schwerfällige Fachausdrücke, ohne jedes gelehrte Beiwerk behandelt und durch eingestreute Anekdoten, Wortspiele, Zwischenfragen belebt. Ein grofser Teil der Artikel ist direkt in Dialogform geschrieben, und auch sonst liebt er es, Streitfragen dialogisch zu erörtern. Er wendet dabei freilich ganz wie Lucian gern den Kniff an, den Vertreter der von ihm bekämpften Ansicht geistig unbedeutender, unbeholfener zu machen als den, der sein eigenes Mundstück ist: so steht im „Gastmahl des Grafen von Boulainvilliers“ der Abbé Couet hinter dem Kritiker Fréret an logischer Schärfe und Kühnheit ebenso weit zurück, wie der gläubige Schüler der stoischen Philosophie Hermotimos hinter dem radikalen Zweifler Lykinos.

Es steckt etwas vom orientalischen Märchenerzähler in dem Syrer Lucian: naturam expellas furca, tamen usque recurret. Welch tolle Phantasie in der Luftreise des Ikaromenippus, in der Leidensgeschichte des zum Esel verwandelten Lukios, in der Hadesfahrt des Menippus und besonders in den „Wahren Geschichten“, dem Urbild aller Lügenreisen, denen Bürger so manchen Münchhausenschwank entlehnt hat, und deren „Inseln der Seligen“ mit ihren Honigquellen, Weingläsern an den Bäumen, die sich von selbst füllen u. a. aufs Haar dem freilich derberen Schlaraffenland des Hans Sachs und — dem „Eldorado“ in Voltaires Roman „Candide“ gleichen. Denn auch Voltaire liebt die Voyages imaginaires; sie führen uns meist nach Persien oder Indien oder im Fluge durch eine ganze Reihe von Ländern.[30] Ihn trieb freilich noch mehr als die Freude, in dieser fremden Zauberwelt die Schwingen seiner Phantasie entfalten zu können, die Notwendigkeit, seine Satiren gegen die Pariser Gesellschaft in ein scheinbar harmloses Gewand zu kleiden und so sich der Gefahr zu entziehen; denn das Märtyrertum lockte ihn nicht, trotz aller Wahrheitsliebe. Deshalb versteckt er sich öfter noch als Lucian hinter Pseudonyme.

Das „Scythenmotiv“ könnte man einen anderen Rahmen nennen, in den sie ihre Satire spannen. Der Scythe Anacharsis, ein naiver Naturmensch, kommt nach Athen, und in seinen erstaunten Fragen, seiner gesunden Kritik erkennt eine hochcivilisierte Zeit wie in einem Spiegel erst das Gekünstelte ihrer verwickelten Kulturzustände. „Wir Wilden sind doch bessere Menschen“ klingt in einer anderen Schrift Lucians aus den Erzählungen des Scythen Toxaris

heraus, mit denen er seinem griechischen Widerpart beweisen will, dafs sein Volk die höheren Begriffe von aufopfernder Freundschaft habe. Er liebt das Urwüchsige, Einfältige im alten Sinne, er stellt mit Behagen echte Naturburschen dar: Micyllus, den biedern Schuster, Ganymed, den harmlosen Hirtenbuben, Paris, der die ehrenvolle und bedenkliche Aufgabe der Jury in einer Schönheitsausstellung ersten Ranges so unbefangen löst: ja über einen sonderbaren Kraftmenschen, einen gewissen Sostratos, soll er ein besonderes Buch geschrieben haben.[31] In unduldsamen Zeiten wufste man dieses dankbare Motiv noch viel reichlicher auszubeuten. Die „Lettres persanes“ Montesquieus eröffnen eine ganze Reihe solcher Schriften, in denen ein schlichter Fremdling Rousseauscher Construktion der verderbten Gegenwart ihr Bild im Spiegel zeigt. Ein Drama Voltaires mit dieser Tendenz heifst geradezu: „Die Scythen“. Der Huronc in seinem Roman „L'Ingénu“, der Scythe Babouc in „Le monde comme il va“, der Dialog zwischen einem Wilden und einem Abiturienten (Le sauvage et le bachelier), ja der riesenhafte Bewohner des Sirius im „Micromegas“, ein geistiger Sprösling Gullivers, gehören zu derselben Gruppe.

Die stilistische Kunst der Lucianischen Satire verlangt ein Capitel für sich. Aber auf einige Züge, die sie mit Voltaires Prosa gemein hat, soll hingewiesen werden. Tous les genres sont bons hors l'ennuyeux: das haben sich beide gesagt sein lassen. Ein geradezu glänzendes Talent bewähren sie in den kleinen Erzählungen und Szenen aus dem täglichen Leben, die sie mit den drolligsten Einfällen und Witzen — echten jeux d'esprit — würzen, und in die sie ihre ironische Kritik und ihre Aufklärungsideen, zu Scheidemünze umgeprägt, hineinzuweben verstehen. Lucian zurückhaltender und mafsvoller als Voltaire. Jener ist mehr Künstler, Voltaire mehr Agitator: wo Lucian leicht ironisiert, wird Voltaire malitiös oder ausfällig. Sie verhalten sich zu einander etwa wie Crotus Rubianus zu Hutten im ersten und zweiten Teil der „Epistulae obscurorum virorum“. Dagegen neigt Lucian dazu, die belebenden sprachlichen Kunstmittel überreich zu verwenden, mit Citaten, Parodien, Sprichwörtern und Bildern die Erzählung zu überladen. Aber von der damals üblichen preciösen Jagd nach abgelegenen Atticismen, wie er sie im „Lexiphanes“ verspottet, hält ihn sein guter Geschmack so fern, wie Voltaire die phrasenhafte Grandezza der Litteratur des 17. Jahrhunderts überwunden hat. Freilich, die Schönheiten und Reize ihrer graziösen Sprache sind so leicht empfunden, als sie schwer zu zergliedern, zu rubricieren und in Worten auszudrücken sind.

Beide verwenden die Parodie mit Glück: Lucian äfft Homer und das tragische Pathos nach, Voltaire den schwülstig orientalischen Stil — „Kopfpolster vom Thron der Gerechtigkeit“ redet der weise Zadig den Richter an — wie den biblischen Ton, so, frivol genug, den apostolischen Gruls im Eingang paulinischer Briefe: „Nous, par la grâce de Dieu mouphti du St. Empire Ottoman ..... à tous les fidèles ..... sottise (!) et bénédiction“.[32] — Der Anachronismus steht oft absichtlich, um Lachen zu erwecken: wenn Hermes und Hephästos den Prometheus an den Kaukasus schmieden, so berufen sie sich dabei auf Homer und Hesiod, sprechen von der Speisung im Prytaneion zu Athen und halten die Formeln des attischen Gerichtsstils ein.[33] In der „Prinzessin von Babylon“, einer Erzählung, die vorm trojanischen Kriege spielt, bestellt sich die Heldin Formosante bei einem bekannten Pariser Verleger Romane von Voltaires Zeitgenossen. — Andrerseits wird den Dichtern ihre Vernachlässigung der Chronologie im Scherz nachgerechnet. In dem ebenerwähnten orientalischen Märchen kommt die Stelle vor: „Gegen diesen Krieg war der trojanische ein wahres Kinderspiel; man mufs freilich auch bedenken, dafs es sich bei dem Streit um Ilion nur um ein altes, obendrein sehr liederliches Frauenzimmer, die sich schon zweimal hatte entführen lassen, dagegen hier um zwei Jungfrauen und einen Vogel handelte“. Dieser Einfall scheint fast dem ‚Haushahn‘ des Lucian entnommen zu sein; dieser,

in dem übrigens nichts Geringeres steckt als die schon durch zahllose Tier- und Menschenleiber gepilgerte Seele des Pythagoras, berichtet auf Grund eigener Anschauung dem braven Micyllus (C. 17): „Helena war überhaupt gar nicht so schön, wie man gewöhnlich glaubt. Sie sah schon recht abgetakelt aus und konnte auch thatsächlich nicht viel jünger als Hekuba sein, da sie ja Theseus, der Zeitgenosse des Herakles, schon einmal entführt hatte“. — Die bildliche Redeweise tritt stark hervor. Es fehlt nicht an ernsten, wirklich poetischen Vergleichungen: Lucian nennt sich selbst die Biene, die von den Blumen der philosophischen Gefilde Honig gesammelt hat. Das Studium der Philosophie ist aussichtslos wie die Liebe zu einem Marmorbilde. Wie der Arzt die Krankheiten, nicht die Kranken bekämpft, so wendet sich seine Satire gegen die Fehler der Zeit, nicht gegen die einzelnen Fehlenden. Die Sophisten verhalten sich zur echten Philosophie wie der Ephen zum Stamme. Der Lehrer ist ein Gärtner, die Kinder sind seine Baumschule; das Leben ein Maskenzug; die Städte Ameisenhaufen; die Menschen Wespen, die übereinander herfallen, oder Schaumblasen, die so schnell spurlos verschwinden. Viele schöne Gleichnisse sind dem Seeleben entlehnt. — Voltaire nennt die herrlichen Verse, die oft in trivialer Umgebung bei Racine stehen, Diamanten, in Messing gefafst. Unsere Seele wird als etwas Vollkommeneres auferstehen, wie die Raupe als Schmetterling, der Kern als Baum. Die Leidenschaften sind die Winde, die des Lebensschiffes Segel blähen: zuweilen versenken sie es, aber es könnte ohne sie nicht segeln. — Man wird zugeben, dafs beide eine dichterische Ader haben. — Aber bezeichnender für diese Realisten und Meister der Ironie sind doch die drastischen und possierlichen Bilder: Eine Lüge wirkt in einem Geschichtswerk, wie ein Fremdkörper in der Luftröhre, sagt Lucian. Die Reichen kleben am Gold, wie Vögel an der Leimrute. Wer sich mit den brotlosen Künsten der Philosophie plagt, dem gehts schliefslich wie den Fischern, die mit grofser Anstrengung einen alten Topf heraufwinden. — Im „Micromegas“ Voltaires verhält sich der Bewohner des Sirius seiner Gröfse nach zu dem des Saturn wie ein Königlich Preufsischer Gardehauptmann zu einem Wachtelhündchen. Die metaphysischen Systeme sind für die Philosophen, was die Romane für die Frauen, oder sie sind ein Spiel mit Bällen, in denen Luft ist. Die letzte Ölung ist das Schmieren des Wagens zur Reise ins Jenseits. Wenn Newton nach seinen unsterblichen Werken noch einen Commentar zur Apokalypse schreibt, so ist das, wie wenn ein Adler sich in den Äther schwänge, um sich dann auf einem Misthaufen niederzulassen. So abstofsend die beiden letzten Beispiele sind, so bezeichnend sind sie für Voltaires Stil. — Der Sprung vom Erhabenen zum Lächerlichen, vom Poetischen ins Prosaische ist es ja, was all den burlesken Götterdarstellungen Lucians den komischen Reiz giebt. Menschlich, allzumenschlich ist ihr Denken und Handeln. Ähnlich liebt es Voltaire, in seinen Märchen durch ein Wort, durch eine trockene Wendung in Heines Manier uns plötzlich aus allen Himmeln zu schlendern. Der Vogel Phönix trägt die Formosante mit ihrer Zofe durch die Luft — wie poetisch! aber er trägt sie „auf einem Sopha, das Seitentaschen für Lebensmittel hatte“ — wie ernüchternd!

Auch eine Anzahl reinrhetorischer Kunstmittel finden wir bei beiden. Die Allegorie kommt bei Voltaire nicht nur in der „Henriade“ als Discorde, Fanatisme, sondern auch in den gereimten Erzählungen als Amitié u. a. vor: bei Lucian begegnen uns die Philosophie, die Verleumdung, die Redekunst mit entsprechendem Gefolge. Ferner geben die Antithese, das Oxymoron, der überraschende Syllogismus, der Wortwitz, auch in seiner frostigsten Erscheinung, in den sprechenden Namen, ihren Schriften das eigenartige Gepräge.

Auch was sie meiden, charakterisiert sie: Vom Dialekt macht zu parodistischen Zwecken Lucian selten, Voltaire, soweit ich es übersehe, nie Gebrauch. Die gröberen komischen Mittel,

wie sie Aristophanes, andrerseits Rabelais und die Pasquillanten der Reformationszeit lieben, verschmäht ihr Feingefühl durchaus, also die Neubildung grotesker Wortungeheuer, Sprachmengerei, bandartige Aufreihung zahlloser Synonyma, vor allem alles Unflätige und Klobige. Dagegen geht Lucian dem Cynismus nicht aus dem Wege, und Voltaire sucht ihn geradezu. Sie verstehen es beide, das Bedenklichste immer noch leidlich gefällig zu sagen oder anzudeuten. Die Grenzen des guten Geschmacks überschreiten sie noch am ersten, wenn sie bestimmte Gegner persönlich angreifen. Hier ist aber der eitle, rachsüchtige Voltaire viel maßloser und hämischer im Kampf gegen einen Fréron oder den viel tiefer angelegten Rousseau, als Lucian gegen den Büchernarren, gegen Proteus und Alexander.

Beide sind nicht skrupulös in der Benutzung von Vorgängern. Sie holen ihr Feuer oft an fremden Kaminen. Wie Lucian der Komödie und dem Menippus, so entlehnt Voltaire manche Pfeile seiner Satire den englischen Freidenkern und Bayle. — Ganz verschieden ist freilich der Einfluß, den beide geübt haben. Nicht durch Lucians leicht hinflatternde Spöttereien brach der morsche Polytheismus zusammen, sondern unter der unwiderstehlichen Macht des von ihm gar nicht verstandenen Christentums. Seine flüssige, bezaubernde, reine Sprache ist im Wuste des Byzantinismus untergegangen. Das 18. und 19. Jahrhundert dagegen ist in Anschauungen und gesellschaftlichen Zuständen ohne Voltaires Wirkung nicht denkbar, und er ist der eigentliche Schöpfer der modernen französischen Sprache.

In einem Totengespräch läßt Voltaire Erasmus von Rotterdam, Lucian und Rabelais sich unterhalten und gesellt zu den Plaudernden schließlich noch Swift.[34] Also vier der größten Satiriker von einem noch größeren gezeichnet! Leider fehlt in dieser erlesenen Gesellschaft ein Deutscher. Wohl gäbe es einen, der an scharfsinniger Kritik, mutigem Kämpfergeist gegen jedes Vorurteil für Vernunft und Wahrheit, hinreißender Kraft und Frische des Stils ihnen ebenbürtig zur Seite stehen könnte. — Lessing. Aber er ist uns zu gut für diesen Kreis von ausgeprägten Verstandesmenschen, die mehr gewandt als groß, mehr der Bewunderung als der Verehrung wert erscheinen. Besaß er doch, was Lucian und Voltaire fehlte, lautere, tiefernste Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen und, was mehr ist, ein edles, warmes Herz, ohne das doch schließlich auch ein vielseitiges Genie wie Voltaire, ein reiches Talent wie Lucian nichts ist als — ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Das Totengespräch in der Litteratur.

Die Litteraturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen. Hettner.

Von Lucians Schriften haben die „Totengespräche“ am meisten Schule gemacht. Und es giebt in der That für einen phantasie- und geistvollen Schriftsteller nicht leicht eine dankbarere Form zur Einkleidung herber Satire. Es steht ihm frei, das Reich der Toten als eine ideale Welt dem irdischen Schauplatz der Tollheit und Bosheit, der Eitelkeit und der Vorurteile gegenüberzustellen: hoch und niedrig, arm und reich, Herr und Knecht, krank und gesund, alle diese Unterschiede, jedes Conventionell und jeglicher Formelkram haben dort ihre Geltung verloren; frei von den Banden des Körpers, den Plato „den Kerker der Seele“ nennt, nicht mehr verwirrt durch die Leidenschaften, die das Leben der Sterblichen einengen und vergiften, bedürfen die Schatten nichts, sie fürchten nichts, sie hoffen nichts. Schönheit, Reichtum, Macht und Ruhm, die auf dem Eitelkeitsmarkt der Welt so hoch im Preise stehen, verlieren hier ihren trügerischen Reiz: nur die Schärfe des Verstandes, die Schätze des Geistes, die Tiefe echter Weisheit behalten ihren Wert. Die einzigen Kämpfe sind Redegefechte, die einzigen Waffen Vernunftgründe. Denn da die Toten zu den Arbeitslosen zählen, ist Disputieren, Reflektieren, Moralisieren ihre Lieblingsbeschäftigung, und ihr immer gleiches Thema bildet die Oberwelt, wie die Greise, die am Abend auf der Bank vor der Hausthüre sitzen, sich immer wieder in den Erinnerungen der Jugendzeit verlieren. Welch unerschöpflicher Stoff für einen Dichter! Ohne durch chronologische Rücksichten gebunden zu sein, kann er in kühnen, immer neuen Combinationen die größten Menschen aller Epochen in geistsprühender Wechselrede sämtliche Phasen der Vergangenheit, besonders aber die Zustände und Mißstände des eignen Zeitalters freimütig beleuchten lassen. Und die scharfe Kritik menschlicher Thorheiten wiegt doppelt schwer, wenn sie den Mitlebenden aus dem Munde völlig uninteressierter und genialer Menschen der Vorzeit entgegentönt. Der kecke Dichter aber tritt kichernd hinter die Kulissen zurück und wälzt die Verantwortung und das Gehässige seiner bitteren Urteile auf die Schultern der Gestalten, die er für den gesunden Menschenverstand, für Gerechtigkeit und Wahrheit ihre Stimme erheben ließ. Dabei welch unvergleichliche Gelegenheit, eben diese großen Toten zu charakterisieren und sie in geschickt geführtem Zwiegespräch in reizvollen Contrast zu einander zu bringen!

Lucian hat das Totengespräch als selbständigen Litteraturzweig geschaffen. Ansätze dazu verfolgen wir freilich vor ihm bis zu Homer hinauf.[1] Das elfte Buch der Odyssee läßt den Helden sich mit den Schatten des Tiresias, seiner Mutter, troischer Kampfgenossen unterhalten und entwirft eine Skizze der Unterwelt, deren Einzelheiten, wie so viele andere Anschauungen Homers, bis in die spätesten Zeiten grundlegend geblieben sind: Minos als Richter mit dem goldenen Stabe, die Strafe des Tantalus und Sisyphus, die Asphodeloswiese. Dieses Bild des Hades wird bei Hesiod[2] schon farbenreicher; die orphischen und pythagoräischen Lehren malen dann das Elysium, den für die Eingeweihten bestimmten Teil der Unterwelt, verführerisch als Paradies aus. Plato weilt mehrfach mit seiner gewaltigen Phantasie im Hades;[3] schon spricht Sokrates in der Apologie bedeutungsvoll die Hoffnung aus, im Jenseits

mit den gröfsten Sehern und Sängern der alten Zeiten verkehren zu dürfen.[4] Bei den Tragikern und bei Pindar klingt der poetische Volksglaube an das Totenreich häufig durch. — Alle diese phantastischen und kindlichen Vorstellungen von der Unterwelt, die schon Demokrit[5] verspottet zu haben scheint, boten den Dichtern der älteren und mittleren attischen Komödie willkommenen Stoff zu parodierender Behandlung. Obenan stehen die „Frösche" des Aristophanes mit einer Fülle urkomischer Hadesszenen, deren Mittelpunkt der Rangstreit des Äschylos und Euripides bildet. Wenn uns berichtet wird, der Possendichter Timon von Phlius[6] habe einen ins Totenreich wandern lassen, der bei der ewigen Uneinigkeit der rechthaberischen Philosophen unten erfragen wollte, welche Sekte denn nun eigentlich Recht hätte, — wenn unter den Titeln der Werke des Satirikers Menippus aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. eine „*Νέκυια*" erscheint,[7] — wenn ein zufällig erhaltener Vers aus der Hilarotragödie eines gewissen Sopator, die auch *Νέκυια* betitelt und offenbar eine Parodie auf das elfte Buch der Odyssee war, den Ajax in der Unterwelt dem Odysseus einen Brocken derbes Vorstadtgriechisch zurufen läfst,[8] — so geht aus allem dem hervor, dafs Lucian für die komische Darstellung des Totenreiches schon Vorläufer genug fand; an sie, zumal an den Cyniker Menippus, als dessen Schüler er sich bekennt,[9] und der in einer ganzen Reihe von Schriften seine Lieblingsfigur ist, lehnte er sich an und dachte gewifs über litterarische Plünderung nicht minder frei wie Molière, der offen erklärte: „Je prends mon bien où je le trouve". Da seine mutmafslichen Vorbilder für die Totengespräche und Hadesfahrten gröfstenteils verloren sind, erntet er vielleicht mehr, als er verdient, den Ruhm, der Schöpfer und für die späteren Jahrhunderte das Muster dieser Litteraturform geworden zu sein.

Es lassen sich diejenigen Schriften Lucians, die sich mit den Schatten beschäftigen, etwa in folgende Gruppen scheiden: Lebende steigen in die Unterwelt, wie in den alten Fabeln Orpheus, Theseus und Herakles, oder sie werden im Traume dorthin entführt (*καταβάσεις*): hierher zählt das „Totenorakel" (*Νεκυομαντεία*) und die Schilderung von den Inseln der Seligen und Verdammten im zweiten Buche der „Wahren Geschichten". — Aber auch das Gegenteil tritt ein: Bewohner des Hades steigen herauf ans Sonnenlicht und beobachten und kritisieren das bunte Menschenleben: für eine derartige *ἀνάβασις* ist Lucians „Charon" ein Typus. — Die letzte und hier vor allem zu berücksichtigende Gruppe bilden die Zusammenkünfte der Toten untereinander; ihr Schauplatz ist die Unterwelt oder Charons Kahn. Hierher gehören die dreifsig kurzen „Totengespräche" (*νεκρικοὶ διάλογοι*) und „Der Tyrann oder die Überfahrt" (*περὶ τύραννος ἢ τὸ πορθμεῖον*). — Eine kurze Inhaltsangabe dieser Stücke ist nicht zu umgehen, damit der Vergleich mit den Nachahmungen gezogen werden kann. Von der Grazie der Sprache und den humoristischen Einzelheiten läfst sich natürlich dabei kein Bild entwerfen.

Im Totenorakel[10] erzählt Menippus einem Fremde, er habe, nachdem er vergeblich bei den verschiedenen philosophischen Schulen Aufklärung über die Rätsel der Welt und des Menschenlebens gesucht hätte und durch ihre Widersprüche völlig verwirrt worden sei, beschlossen, beim alten, ehrlichen Tiresias in der Unterwelt sich Rats zu erholen, wie einst der kluge Odysseus; ein babylonischer Zauberer öffnet ihm mit allerhand Gaukelkünsten den Weg zum Hades, den er nun durchwandert. Da sieht er, wie vorm Richterstuhl des Minos die Menschen von ihren eigenen Schatten verklagt werden.[11] „Am schärfsten verfuhr dieser mit denen, die in übermütigem Stolze auf einstige Macht und Reichtümer hier beinahe göttliche Verehrung erwartet hatten. Das Grofsthun mit so vergänglichen Dingen und die Aufgeblasenheit solcher Leute, die nicht bedenken, wie hinfällig sie und ihre Güter sind, ist ihm ein Greuel. Da standen sie nun, entkleidet aller jener glänzenden Aufsendinge, ihres Reichtums, ihres Adels, ihrer Herschermacht, hefteten die Blicke zur Erde und überdachten noch einmal den Traum ihrer

früheren Herrlichkeit. Ich hatte meine Lust an diesem Anblicke, und wo ich einen von ihnen im Leben gekannt hatte, dem näherte ich mich ganz sachte und erinnerte ihn, was er auf Erden gewesen, wie hoch er damals den Kopf getragen, wie viele Leute alle Morgen vor seiner Pforte gestanden und sich alle möglichen Grobheiten von seinem Hausgesinde hätten gefallen lassen, um den Augenblick zu erwarten, wo er sich endlich, mit Purpur, Gold und buntem Schimmer überdeckt, vor ihnen sehen liefs, und diese Aufwartenden glücklich zu machen glaubte, wenn er ihnen seine Hand zum Kusse darbot. Mit diesen und ähnlichen Reden ärgerte ich sie nicht wenig". Er kommt nun zu dem Ort der Qualen und sucht schliefslich die grofsen Toten auf. Den Königen und Satrapen geht es freilich herzlich schlecht: Philipp von Macedonien ist hier Schuhflicker, Darius und Xerxes betteln an den Kreuzwegen, andere gekrönte Häupter verkaufen Sardellen oder erteilen Elementarunterricht. Sokrates katechisiert nach wie vor jeden zu Schanden, der ihm in den Weg läuft, und verkehrt mit anderen Schwätzern, wie Nestor und Odysseus. Diogenes höhnt den Midas, den Sardanapal und alle die kleinen Geister, die über ihr verlorenes angebliches Glück jammern. Dann beteiligt er sich an einer Volksversammlung der Toten, die ein ganz im Stile der attischen Dekrete abgefafstes Gesetz über die Bestrafung der Reichen nach dem Tode annimmt. Schliefslich raunt ihm Tiresias auf die Frage nach der besten Philosophie ins Ohr: „Das beste und vernünftigste Leben ist das der Ungelehrten. Gieb die Narrheit auf, den überirdischen Dingen nachzugrübeln und den Ursprung und letzten Zweck der Dinge erforschen zu wollen; verachte die künstlichen Schlüsse der Sophisten, und halte dich überzeugt, dafs alle diese Dinge eitle Possen sind. Hingegen sei dein einziges Streben darauf gerichtet, die Gegenwart dir zu nutze zu machen, so viel du kannst; im übrigen gehe an den meisten Dingen mit Lachen vorüber, und halte nichts für wichtig genug, um dich darum zu bemühen". Hierauf tappt sich Menippus durch die Orakelhöhle des Trophonios wieder an die Oberwelt zurück.

Im zweiten Buche seiner Lügenreisen[11] erzählt Lucian, wie er mit seinen Genossen nach der Insel der Seligen verschlagen wird. Sie wird als ein Schlaraffenland geschildert, wo die berühmten Toten der Sage und Geschichte ein paradiesisches Leben führen. Er und seine Kameraden werden vor den Richterstuhl des Königs Rhadamanthus gebracht, der erst noch andere Händel schlichtet, z. B. den Streit des Menelaos und Theseus um die Helena, den Streit Alexanders und Hannibals um den ersten Feldherrnsitz, dann aber dem Lucian und seinen Leuten einen siebenmonatlichen Aufenthalt gewährt. Der Autor lernt nun alle homerischen Helden und viele berühmte Philosophen persönlich kennen. Er benutzt die günstige Gelegenheit, um den liebenswürdigen alten Homer zu interviewen: wo er denn nun eigentlich geboren wäre, ob die von den Kritikern als unächt bezeichneten Verse wirklich nicht von ihm herrührten und dergl., offenbar eine Verspottung der alexandrinischen Homerphilologen. Plötzlich brechen die Verdammten von der benachbarten Hölleninsel aus, werden aber von den Heroen unter dem Kommando des Theseus, Achill und Ajax besiegt, worauf Homer unverzüglich ein Epos dichtet mit dem Anfange: „Singe mir, Muse, nun auch den Kampf der verstorbenen Helden" (*νῦν δέ μοι ἔννεπε, Μοῦσα, μάχην νεκύων ἡρώων*). Bei ihrer Abfahrt steckt ihm Odysseus hinter dem Rücken der Penelope einen Liebesbrief an Kalypso zu. Sie kommen dann zur Insel der Verdammten, deren Qualen haarsträubend geschildert werden.

Ganz in der Unterwelt spielen „Die Überfahrt oder der Tyrann" und die dreifsig „Totengespräche". Zu Anfang der ersteren sitzt Charon mürrisch an seinem Kahn mit der Parze Klotho, die die Zahl der ankommenden Toten nach den Listen Plutos zu controlieren hat: „Du siehst ja selbst, Klotho", knurrt der greise Ferge, „mein Fahrzeug ist längst bereit

und zur Überfahrt aufs beste zugerichtet: das Wasser ist ausgeschöpft, der Mast aufgerichtet, die Segel gespannt, die Ruder hängen in ihren Riemen. Meinerseits hindert also nichts, den Anker zu lichten und abzusegeln. — Aber Hermes verzieht so lange; er sollte schon längst da sein. Mein Schiff ist, wie du siehst, noch immer leer, anstatt dafs ich heute schon dreimal hätte fahren können; und nun kommt Feierabend herbei, ohne dafs wir einen einzigen Obolus eingenommen haben. Da wird mich Pluto, wie ich voraus weifs, wieder der Saumseligkeit beschuldigen, während doch ein anderer den Aufenthalt verursacht hat. Unser vortrefflicher „Seelenführer" mufs einmal wieder einen tüchtigen Zug aus der Lethe der Oberwelt (Wein!) gethan haben, dafs er zu uns zurückzukehren vergessen hat".

Endlich rückt Hermes ganz erhitzt mit einem Schwarm von 1004 Toten an, die er wie eine Ziegenherde vor sich hertreibt. Der Tyrann Megapenthes war ihm unterwegs entflohen, und Hermes ist ihm, unterstützt von dem knüppelbewaffneten Philosophen Kyniskos „wie ein Rennpferd" bis zum Cap Tänaron nachgelaufen, wo er ihn glücklich wieder eingefangen hat. — Die Toten werden nun sortiert und in den Kahn geladen: zuerst die Neugeborenen, „die unreifen Weinbeeren", sagt Charon, dann die Uralten, „die runzligen Rosinen"; die im Partherkriege (162—5) Gefallenen, die Hingerichteten u. s. w. Der Tyrann sperrt sich und möchte sich unter allen möglichen Vorwänden — er hätte sein Testament zu machen, Hafenbauten zu vollenden — noch für einige Zeit losbetteln; schliefslich wird der kläglich Wimmernde am Mastbaum festgebunden. Sein Gegenstück ist der Flickschuster Micyllus. Dem ist der Weg in den Hades nicht schwer gefallen. „Ich", schwatzt er der Parze vor, „der ich auf Erden kein Pfand meiner Anhänglichkeit, keine Äcker, kein eigenes Haus, kein Geld, keine Gerätschaften, keine Ehrenstellen und keine Ahnenbilder zurücklasse, ich war gleich reisefertig. Auf den ersten Wink, den mir Atropos gegeben, — ich hatte gerade einen Pantoffel in der Arbeit — warf ich mit Freuden meinen Schusterkneif und meine Lederflecke aus den Händen, sprang auf, barfufs wie ich war, und ohne mich nur von der Schwärze zu reinigen, folgte ich oder lief vielmehr allen voran mit stets vorwärts gerichteten Blicken. Denn hinter mir lag nichts mehr, was mich zurückgerufen oder mich umzusehen gereizt hätte. Und, beim Jupiter, es ist wirklich ganz hübsch hier bei euch. Die allgemeine Gleichheit, die hier herrscht, dafs keiner vor seinem Nachbar Etwas voraus hat, gefällt mir über die Mafsen. Vermutlich wird man hier auch vor seinen Gläubigern Ruhe haben, und frei von allen Steuern und Auflagen sein. Und, was mir das Liebste ist, ich werde nicht mehr im Winter frieren, nicht mehr krank sein, von keinem Grobian mehr Mifshandlungen erdulden müssen. Hier ist allenthalben Frieden, und die Verhältnisse haben sich umgekehrt: wir armen Schlucker lachen, und die Reichen jammern und heulen". Da kein Platz mehr im Kahn ist, soll er zurückbleiben, erklärt aber, schwimmen zu wollen: tot sei er ja einmal, vorm Ertrinken brauche er sich also nicht zu fürchten. Schliefslich mufs er auf die Schultern des geknebelten Tyrannen klettern (welche furchtbare Ironie!). — Drüben geleitet sie eine Furie mit der Fackel in der Hand durch das tiefe Dunkel, in dem man den schäbigen Rock des Philosophen von dem Purpur des Tyrannen nicht unterscheiden kann, zu dem von Schatten umringten Richterstuhl des Rhadamanthus. Jeder Tote wird einzeln gerichtet; wer etwas gegen ihn vorzubringen hat, tritt als Zeuge auf. Der Angeklagte mufs sich entkleiden; denn „jede Übelthat, die ein Sterblicher bei Lebzeiten begangen hat, läfst auf seiner Seele ein gewisses, kaum merkliches Brandmal zurück", — eine Platonische Idee.[12] Beim Philosophen Kyniskos sind die Spuren ehemaliger Narben durch sein späteres Studium der Weisheit ausgetilgt worden. „Ziehe nach den Inseln der Seligen", urteilt demnach Rhadamanth, „und erfreue dich des Umgangs mit den Edelsten der Menschen". Der brave Schuster Micyllus

darf sich ihm anschliefsen. Gewaltsam stöfst jetzt die Furie den Tyrannen vor den Richterthron. Der Philosoph rechnet ihm in furchtbarer Klagerede all seine Greuelthaten vor; die Schatten der Tausende, die er hingemordet, drängen sich heran und wollen ihn an der Kehle packen; als letzte Zeugen werden das Bett und die Lampe des Megapenthes vernommen, die sich schämen, die Schandthaten des Schurken zu schildern. Wie er sich entkleidet, erscheint er über und über mit schwarzblauen Flecken und Narben bedeckt. Rhadamanthus schwankt noch, ob er ihn in den Feuerstrom stürzen oder dem Cerberus vorwerfen lassen soll. Da bittet Kyniskos, eine angemessene Strafe vorschlagen zu dürfen. „So viel ich weifs", bemerkt er, „besteht die Sitte, dafs alle Verstorbenen aus dem Lethequell trinken". — Rhad.: „Ja! und?" — Kyn.: „Er soll der einzige sein unter allen, der nicht daraus trinken darf". — Rhad.: „Und warum das?" — Kyn.: „Weil es für ihn die härteste Strafe sein wird, vor der steten Erinnerung an seine ehemalige Hoheit und Macht und an seine Wollüste keine Ruhe zu haben". — Rhad.: „Du hast Recht. So sei er denn verurteilt, neben Tantalus gefesselt, über der Erinnerung an sein voriges Leben zu brüten!"

Die dreifsig bunt durcheinander gewürfelten „Totengespräche" schliefslich lassen sich etwa so gruppieren: Spafshafte Plaudereien ohne tiefere Bedeutung, aber gerade sie voll Grazie und Humor. Da rechnet etwa Charon mit Hermes ab über die Besorgungen an Nägeln, Ruderriemen und dergl., die dieser für ihn auf der Oberwelt gemacht hat (4); oder es setzt einen ergötzlichen Zank zwischen Charon und dem lustigen Cyniker Menippus, der als blinder Passagier ohne den Obolus übergefahren ist (22). Hierher kann man die Heroengespräche rechnen, so wenn Ajax und Agamemnon über die Waffen des Achill reden (29), oder Protesilaos sich von Pluto Urlaub nach der Oberwelt erbittet (23). — Diese reinen Phantasiespiele, deren elegante Form vor allem griechische Hörer entzückte, haben indefs auf die Folgezeit wenig gewirkt. — Bedeutungsvoller in dieser Hinsicht sind die Dialoge, in denen historische Personen einander nach ihren Schicksalen ausfragen, ihr Verhalten kritisieren und so dem Hörer eine Selbstcharakteristik liefern. Sie schmecken freilich sehr nach der Rhetorenschule. Wesentlichen Vorschub erhielten sie durch die Neigung der Griechen, ihre grofsen Männer in Beziehungen zu einander zu bringen. War doch der Tag von Salamis für die drei grofsen Tragiker bedeutungsvoll gewesen; mufste doch Thucydides den Herodot in Olympia sein Werk haben vorlesen hören. Der Rangstreit zumal ist ein Lieblingsthema der sophistelnden Redekünstler. Hesiod wetteifert mit Homer,[13] Euripides mit Äschylos um die Palme. Bei Lucian begegnet uns Alexander der Grofse, von jetzt an eine stehende Figur der Totengespräche, in diesen historischen Redekämpfen: einmal gerät er mit seinem Vater ziemlich hart aneinander (14), das andere Mal streitet er vor Minos mit Hannibal und dem zuletzt noch hinzutretenden Scipio um den Ehrensitz unter den Feldherren; Minos spricht Alexander die erste, Scipio die zweite Stelle zu. Dieses 12. Totengespräch kehrt in der späteren Litteratur besonders häufig wieder.

Bei weitem am zahlreichsten und am gewichtigsten sind die satirischen Dialoge. Wenn Lucian die alten, ewig neuen Thorheiten der Menschen geifseln will, wie kläglich sie am Gold, am Ruhm, an Macht und Schönheit hängen und wie sie den Sinn des Spruches nicht verstehen wollen: *πλούτος ὁ τῆς ψυχῆς πλοῦτος μόνος ἐστὶν ἀληθής*, wie sogar der Bettler, der sich elend durchs Leben gedarbt hat, nur jammernd sich von dieser Dornenwelt losreifst, so legt er die eigenen Anschauungen seinen beiden Lieblingen, den Cynikern Diogenes und Menippus, in den Mund. Fröhlich sind sie über den Acheron gefahren: vergängliche Güter haben sie nicht zurückgelassen, um deren Verlust sie nun wehklagen müfsten; ihren heiteren Sinn aber, ihre freimütige Wahrheitsliebe und die weise Selbstgenügsamkeit, kurz die echte, goldene Lebensweisheit, die

sie sich im Leben erworben haben, die verlieren sie auch hier unten nicht; im Gegenteil, sie gewinnen hier, wo einer so viel gilt wie der andere. Sie amüsieren sich königlich. Da sind Midas, Krösus, Sardanapal, haltlose Jammergestalten, erbarmungslos dem Hohn des Menippus preisgegeben (3). Alexander weint, wenn Diogenes ihn daran erinnert, wie er einst, von Purpur umwallt, das Haupt mit dem Diadem umschlungen, in strahlender Majestät einherfuhr (13). Nireus, den Homer als den schönsten Jüngling gepriesen hatte, läfst sich von Thersites nicht unterscheiden (25), und dem Barbaren Mausolos, der stolz auf sein herrliches Grabmal nicht zugeben will, dafs hier unten Diogenes mit ihm gleichen Ranges sein soll, ruft dieser zu (24): „O nein, mein edler Herr, durchaus nicht von gleichem Range. Mausolos heult und wehklagt, wenn er sich der Dinge auf der Erde erinnert, in deren Besitz er sich so glücklich wähnte, und Diogenes — lacht ihn aus. Mausolos schwatzt viel von dem Grabmal, das ihm seine Gemahlin Artemisia zu Halikarnafs bauen liefs: Diogenes weifs zwar nicht, ob sein Leichnam irgendwo ein Grab gefunden hat oder nicht; es gilt ihm auch gleich; aber er hat das Leben eines echten Mannes gelebt und wird fortleben im Munde der edelsten Menschen, ein Denkmal, das höher steht und auf festerem Grunde ruht, als das deinige, du erbärmlichste aller karischen Sklavenseelen". — Alle diese einzelnen Züge zusammenfassend beleuchtet das ganze Scheinglück der Welt der zehnte Dialog, eine Satire im grofsen Stil, „Der Nachen des Charon" (*σκαφίδιον*) genannt: damit die wurmstichige Fähre nicht sinke, müssen alle ankommenden Toten ihr Gepäck ablegen, der Philosoph Menippus nur seinen abgeschabten Mantel, aber der Schöne seine Locken und das Rot seiner Wangen, der Fürst nicht nur Purpur und Diadem, auch Grausamkeit und Jähzorn, ein anderer seinen Adelsstolz und seine Titel, der Miles gloriosus Rüstung und Ehrenzeichen, denn „im Hades ist Friede". Am schlimmsten fährt der Philosoph à la Mode. Hundert seltsame Dinge finden sich unter seinem Mantel: Marktschreierei, Unwissenheit, Streitsucht, Aufgeblasenheit, aber auch Schamlosigkeit und Goldgier; sogar sein Bart, mit dem er sich soviel weifs, wird ihm mit der Schiffsaxt abgehackt. Ähnlich geht es dem Rhetor. — Die rein litterarische Satire, zu der sich Aristophanes so genial des Totenreiches bedient hatte, fehlt in den Lucianischen Totengesprächen. Die zeitgenössische Litteratur war eine Kritik in so künstlerischer Form nicht wert. Man mufste ihr mit gröberem Geschütz kommen. Das hat Lucian in seiner Abhandlung über die Geschichtsschreibung und in seinen Parodien, den „Wahren Geschichten" und der Schrift „Über die syrische Göttin", gethan.

Wer fühlt nicht, dafs bei aller Tollheit und trotz der launigen Sprünge des Humors und der Phantasie diesen Szenen im Totenreiche ein tiefer, zuweilen bitterer Ernst, eine strenge Weltanschauung zu Grunde liegt? Die Güter dieser Welt sind eitel; nur ein geläuterter Geist, ein heiteres, freies Gemüt behält seinen Wert; drüben wartet ein Gericht, da einem jeden vor dem Throne des Richters sein Leben vorgehalten werden wird (*διεξιόντα ὁ ἐλάττων βίος ἀχριβῶς*).[14] und Strafe oder Lohn je nach Verdienst folgt. Freilich wenn Lucian nun diese Höllenstrafen ausmalt, wie Minos die einen foltern oder in den Feuerstrom werfen, die andern von dem Cerberus zerfleischen, einem dritten von Geiern die Leber aushacken läfst, oder wenn er die Inseln der Seligen, denen die Gerechten zueilen, mit verlockenden Farben schildert, so sagt das der Schalk alles mit zuckenden Mundwinkeln. Ihm sind diese kindlichen Unterweltsfabeln des alten Homer eine Thorheit,[16] nur ein handlicher, knetbarer Teig, um Figuren für seine Phantasiespiele daraus zu bilden. Ganz wie er ihrer bedarf, springt er mit den Vorstellungen des Volksglaubens um und denkt viel zu gering von ihnen, als dafs er es der Mühe für wert hielte, Widersprüche zu scheuen. Bald sind ihm die Toten ätherische Leiber, die ihre charakteristischen Gesichtszüge weiter tragen, bald wandelnde Skelette mit kahlen Schädeln,

bald übereinandergeschichtete schimmelnde Gebeine. Sämtliche Tote erinnern sich lebhaft der Erdenzeit, ja sie macht den ganzen Stoff ihrer Gespräche aus; trotzdem wird einem Verbrecher ausnahmsweise die drückende Strafe auferlegt, nicht Lethe trinken zu dürfen und sich immer an sein Vorleben erinnern zu müssen. Echt ist der glühende Hafs gegen die gewissenlosen Machthaber und die sinnlos wüstenden Geldprotzen, echt seine Hochschätzung wahrer, praktischer Lebensweisheit. Wer aber dieses vernichtende Urteil über die Reichen und die vergänglichen irdischen Güter, die liebevolle Schilderung der armen braven Schlucker, wer die packenden Bilder der Höllenqualen und der Paradiesesfreuden wörtlich und ernst nahm, der mufste mit Erstaunen erkennen, dafs diese scheinbar weltverachtenden, demokratischen Anschauungen sich ja fast völlig auf dem Boden des Christentums bewegten. Kein Wunder, wenn die Schriftsteller der christlichen Jahrhunderte gerade aus diesen Schriften Lucians oft genug ihr Rüstzeug holten und den gottlosen Spötter für einen der Ihrigen hielten, ihn, dem doch sonst nichts heilig war, und der am allerwenigsten etwas von dem „gekreuzigten Sophisten" und den weltfremden, kopfhängerischen Thoren hielt, als die ihm dessen Anhänger erschienen.

So ist die Meinung der nächsten Jahrhunderte über Lucian geteilt, je nachdem die Väter der Kirche in ihm den Religionsspötter und Christenverächter oder den Anwalt der Armen und Feind der Üppigkeit sahen, der von der Gewalt des Todes und von dem Gericht im Jenseits so ergreifend zu reden weifs. Lactanz[17] ist sein Freund nicht. Gregor der Grofse[18] dagegen lobt, wenn auch ohne ihn zu nennen, die anschaulichen Schilderungen der Unterwelt, zumal der Qualen. Fanatische Byzantiner, wie Suidas, haben ihn geschmäht und verflucht, aber sie haben ihn doch auch für interessant genug gehalten, Scholien und keine üblen Scholien zu seinen Werken zu schreiben. Mehr, als wir heute noch übersehen können, mufs jene spätgriechische Periode Stil und Anlage der Lucianischen Dialoge sich zum Muster genommen haben. Das ist nicht befremdend. Die Zeit der oströmischen Kaiser war der Satire günstig. Geschichtsschreibung, die sich an die Wahrheit hielt, hatte mit Rücksicht auf den Hof ihre Gefahren; die Tragödie galt für unchristlich; die versteckte Satire aber gedieh um so eher, als männiglich an ihren Bosheiten und Giftpfeilen Gefallen fand. Dazu die grofsstädtische Spottlust der Bewohner von Byzanz, die, nach den Klagen des heiligen Chrysostomus zu schliefsen, nicht geringer war, als die sprichwörtliche Neigung der Antiochener und Alexandriner, alles ins Lächerliche zu ziehen. Dafs man unter solchen Verhältnissen zum Lucian griff, ist erklärlich. Ja, wir dürfen wohl annehmen, dafs mehrere der unter seinem Namen laufenden unechten Schriften byzantinischen Federn entstammen, wie beim „Philopatris" v. Gutschmid[19] thatsächlich dessen Abfassung im siebenten Jahrhundert erwiesen hat. Freilich bemerkt Hase, der in den Handschriften des Vatikans etwa ein Dutzend solcher, meist anonymer Luciannachahmungen fand und einiges davon veröffentlicht hat,[20] diese Rhomäer hätten die Manier und die Schwächen ihres griechischen Vorbildes copiert, ohne seinen Geist zu besitzen.

Die beste von diesen Leistungen, „Die Leiden des Timarion",[21] eine Schrift, die, wie Hase aus den Namen der darin als lebend oder jüngstverstorben bezeichneten Personen scharfsinnig ermittelt hat, etwa 1140 und zwar anscheinend von einem Arzte in gutem Griechisch verfafst worden ist, lehnt sich eng an Lucians „Totenorakel" an. — Unter unaufhörlichen Homer- und Enripidescitaten, ganz wie bei Lucian, erzählt der wiedererstandene Timarion einem Freunde seine Leidensfahrt in den Hades: er sei von Byzanz zum Feste des heiligen Demetrios, einem vielbesuchten Markte, nach Saloniki gereist und auf dem Rückwege vom Fieber befallen worden. In einer Herberge wären nächtlicherweile plötzlich zwei Geister an sein Bett getreten, hätten ihm die Seele gewaltsam aus dem Körper gelöst und in den Hades geführt. Diese „Toten-

geleiter“ (*ψυχαγωγοί*) vertreten den allzu heidnischen Hermes *ψυχοπομπός*. Die Unterwelt ist noch völlig die Lucianische, obwohl nur anderthalb Jahrhunderte das Werk von Dantes ganz abweichender, gigantischer Höllenauffassung trennen. Am Eingange zur Unterwelt sträubt sich der Tote, wie im „Tyrannen“; über den achernsischen See geht es durch das demantharte Thor von Plutos Palast, die *πύλη ἀδαμαντίνη* Lucians,[22] vor das Totengericht, dem Äakus, Minos und statt des verschollenen Rhadamanthus der durch seine Gerechtigkeit bekannte bilderstürmende Kaiser Theophilus präsidieren (ähnlich der „gerechte“ Aristides als Hilfsrichter des Rhadamanthus in den „Wahren Geschichten“ II. 10). Zu seinem Glück trifft Timarion unterwegs einen Freund, den Sophisten Theodor von Smyrna, einen glänzenden Redner, der eine feurige Prozefsrede in optima forma vor der unterirdischen Strafkammer hält, in welcher er die beiden Totengeleiter beschuldigt, die Seele des Timarion entführt zu haben, wiewohl er nur vom Fieber erschöpft, noch gar nicht dem Tode verfallen gewesen sei. Da die Sache medicinisch wird, vertagt man die Sitzung, um die sachverständigen Unterweltsgerichtsärzte zu befragen: Asklepios, der freilich pumplig geworden ist und als ein Simpel erscheint (auch Lucian verspottet ihn im 13. Göttergespräche), Hippokrates, der in den „Wahren Geschichten“ II. 7 auf den Inseln der Seligen gleichfalls Gerichtsarzt ist, und Erasistratus (aus Lucian „Über die syrische Göttin“ 17, aber auch aus Plutarch und Appian bekannt). Galen, der gröfste in diesem Fache, ist beurlaubt, um ungestört Beobachtungen über das Fieber anstellen zu können. Das ärztliche Gutachten fällt für Timarion günstig aus; sein Anspruch auf Rückkehr wird anerkannt, die „Totengeleiter“ werden abgesetzt. Zwischen den beiden Verhandlungen sieht er sich unter Führung seines Rechtsanwaltes den Hades an und trifft, abgesehen von vielen Byzantinern, die nicht genannt, aber für die Zeitgenossen erkennbar angedeutet werden (so der berühmte Polyhistor Michael Psellos durch das Wort *ὑποψέλλιζον* „der Stotternde“), eine Versammlung von Weisen, wie Pythagoras und Thales, einen Kreis ähnlich dem in Lucians 20. Totengespräch, wo Äakus den Menippus herumführt. Eine weitere Gruppe bilden die Rhetoren und Sophisten. Am Ort der Qualen sieht er unter andern Alexander von Pherä und Nero im Kot versinken. — Offenbar sind Aufbau und Einzelmotive direkt Lucian entlehnt. In der Sprache erinnern weniger die einzelnen Phrasen[23] an das Vorbild, als die drastische Art der Vergleiche: Müfsiggang, sagt Timarion, ist mir verhafst, wie den Juden das Schweinefleisch; der Schutzengel hinter dem Kaiser Theophilus sieht wie ein Kastrat aus, — im orthodoxen Byzanz ein starkes Stück. — Die Spitze der Satire richtet sich gegen den Humbug der Charlatane und Quacksalber, dann aber auch gegen ein Hauptlaster der Zeit, die Feinschmeckerei und Gefräfsigkeit. So bittet sich der geistig so hochstehende Sophist Theodor von Smyrna, der die Befreiung des Timarion erwirkt und den Cicerone im Hades gespielt hat, zur Belohnung aus, der Gerettete möge ihm doch mit dem nächsten Toten einige Delikatessen: ein Spanferkel, drei Poularden und etwas Schweinseuter herunterschicken.

Eine andere byzantinische Nachahmung Lucians aus dem Jahre 1414, freilich ein in Bau, Sprache und Witz gleich ungeschicktes und reizloses Machwerk voll wüster Schimpfereien, ist das Totengespräch, das die Hadesfahrt eines gewissen Mazaris[24] und seine Befragung verschiedener Verstorbener zum Inhalt hat. Das Stichblatt sind hier aufser den Ärzten die Hofschranzen. Lucianisch ist aufser dem ganzen Entwurfe der Einfall, dafs die Toten durch Striemen und Flecken ihre Laster verraten, ferner die Skizze von der Insel der Seligen mit Ulmenhainen und Vogelgesang, und wenn schliefslich bei einem, der Lucius heifst, spafseshalber hinzugefügt wird: *ἢ ὄνος*, so geschieht das wohl, damit der Titel der Schrift Lucians: *Λούκιος ἢ ὄνος* herauskommt. Freilich ein kläglicher Witz!

Während des Mittelalters ist Lucian im Abendlande unbekannt. Der gewaltigste Darsteller der Hölle, Dante, benutzt überhaupt keine griechischen Quellen; er würde bei seiner tiefernsten, düstern Auffassung auch den leichtfertigen Spötter verabscheut haben. Sein Charon ist nicht der gutmütig polternde Griesgram Lucians, sondern „der Dämon mit den Flammenrädern um die Augen“; Minos und Pluto haben ihre antike Gewandung abgelegt und sind geschwänzte Teufel geworden; die grofsen Griechen und Römer werden bei der Wanderung durch die Vorhölle am Ende des dritten Gesanges summarisch aufgezählt, nur den Homer zeichnet er aus, „den Fürsten der erhabenen Sangesweise, der ob den anderen wie ein Adler schwebt“.

Als aber nach der Zerstörung Konstantinopels die Humanisten in Italien und Deutschland die griechische Litteratur wieder ans Licht zogen, als in den Glanztagen der Renaissance die Freude an übermütigem Lebensgenusse, geistreichem Witz, schlagender Satire erwachte, da übte begreiflicherweise Lucian erneute Anziehungskraft aus.[25] Die rhetorische Kunst des Gesprächs, der ernste Grundgedanke und die Verwendbarkeit zur Satire rücken gerade die Totengespräche wieder in den Vordergrund. Besonders beliebt ist das zwölfte, der Rangstreit der Feldherren Alexander, Hannibal und Scipio, das, nach der verderbten Textüberlieferung zu schliefsen, wohl im ganzen byzantinischen Mittelalter ein vielbenutztes Schulstück geblieben war. — Schon einer der ersten Gräcisten, der 1459 gestorbene Johannes Aurispa, übertrug es ins Lateinische, änderte aber, angeblich dem Libanius folgend, in Wirklichkeit eigenmächtig aus italienischem Nationalstolz den Schlufs so, dafs Scipio den ersten, Alexander den zweiten Platz erhält.[26] — 1470 veröffentlicht Reinucci in Rom sechs ins Lateinische übertragene Dialoge Lucians, darunter — bezeichnend für die Vorliebe der Zeit — das 12. Totengespräch, den Tyrannen und den Charon. — Von den deutschen Humanisten schätzt ihn besonders der Heidelberger Kreis. Hier, wo die Facetien in Poggios Stil im Schwange waren, sind die ersten deutschen Übersetzungen Lucianischer Stücke entstanden, an denen sich auch der kurpfälzische Kanzler Dietrich von Pleningen, der Freund Reuchlins und Agricolas, beteiligte.[27] Reuchlin selbst übertrug unter anderem 1495 wiederum den 12. Dialog des „Spottvogels unter den Schreibern“, wie er in der Vorrede den Lucian nennt, und widmete ihn dem Herzog Eberhard von Würtemberg; eine Abschrift dieser ungedruckt gebliebenen Übersetzung hat sich im Sächsischen Staatsarchiv gefunden, wo sie — der Himmel weifs wie — unter die Polizeisachen geraten war.[28] — Ihm schliefst sich Anfang des 16. Jahrhunderts Erasmus an, der feinsinnigste Kenner, Übersetzer und Nachahmer Lucians. — Zu gleicher Zeit übertrug den „Rangstreit“ der Verdeutscher des Cäsar, der Elsäfser Ringmann oder Philesius, konnte sich aber nicht enthalten, in einem Nachwort zu bemerken, dafs das Urteil des Minos wohl anders ausgefallen wäre, wenn Lucian noch den Cäsar hätte auftreten lassen. — In Ulrich von Huttens erst nach des Dichters Tode erschienenem Dialog „Arminius“, dessen erster Teil ganz dem Lucianischen Feldherrnstreit entspricht, erscheint zuletzt der Cheruskerheld und rühmt seine Verdienste um das deutsche Land, so dafs Minos sich mit der Entscheidung aus der Verlegenheit helfen mufs, ihm gebühre unzweifelhaft wenn nicht unter den Feldherren, so doch unter den Vaterlandsbefreiern der erste Rang. — Auch ein junger französischer Schriftsteller, Clément Marot, suchte um die Zeit der Schlacht von Marignano durch eine Übersetzung dieses „Jugement de Minos“[29] in französischen Versen das Wohlgefallen des ehrgeizigen Franz I. zu erregen; seine Bearbeitung ist breiter, deklamatorischer als die ihm wohl vorliegende lateinische Übersetzung; sie betont das Kriegerische und hat die im Vergleich zu den anderen Sprechern bei Lucian recht dürftige Rede Scipios auf 90 Verse erweitert. — Also in kurzem Abstande sieben Übersetzungen oder richtiger Bearbeitungen dieses einen Totengespräches!

Dieses willkürliche Umspringen mit dem Originale, das Erweitern und Fortsetzen, das Umbiegen der Pointe, das Hineintragen der eigenen Gefühle ist recht charakteristisch für die kraftvollen, selbstbewufsten, chauvinistisch denkenden Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. So verwerten sie das Totengespräch nun auch selbständig weiter, zumal nach zwei Seiten: als politische oder kirchliche Streitschrift und als moralisierenden Traktat. — Das Haupt der neapolitanischen Dichter- und Philosophenschule, der elegante Neulateiner Gioviano Pontano reiht — noch im 15. Jahrhundert — unter dem Titel „Charon“ eine Anzahl lateinischer Gespräche in der Unterwelt aneinander, in denen Minos und Äakus sich mit dem philosophierenden Fährmann und dieser wieder mit den verschiedenen Seelen unterhält, die er übersetzt. Die sehr pikanten Lebens- oder richtiger Sterbegeschichten, die diese nach Boccaccios Muster auftischen, richten fast alle ihre Spitze gegen den zuchtlosen Clerus. — Es ist bittere Satire, wenn der Friedensfreund Erasmus in einem seiner 1516 erschienenen, dem Lucian nachgebildeten „Colloquia“, das wiederum „Charon“ betitelt ist, den teuflischen Gehilfen des Pluto, den Alastor, jubeln läfst, als ihm Charon mitteilt, er brauche einen neuen, geräumigeren Kahn für die zahllosen Toten aus den wüsten Kriegshändeln, zu denen jetzt rasende Mönche mit giftigen Stachelworten die Herren der Erde aufhetzten. — Kein Wunder, wenn der leidenschaftliche Politiker Hutten, der in Bologna seinen Lucian eifrig gelesen hatte, sich diese neue litterarische Waffe nicht entgehen läfst. Als der wilde Ulrich von Würtemberg des Dichters Vetter ermordet hat, da schleudert ihm dieser 1517 den Dialog „Phalarismus“ entgegen, der sich an Lucians „Tyrannen“ anschliefst. Wie sich Menippus bei Tiresias in der Unterwelt Rat holt, so läfst Hutten den Herzog, der wirklich ein Tyrann im modernen Sinne des Wortes war, in den Hades fahren, um bei dem Scheusal Phalaris zu erfragen, wie er ein Gewalthaber gleich ihm werden könne. Der aber erklärt, ihm nichts mehr angeben zu können, da Ulrich ihn längst übertroffen habe. — In den zwanziger Jahren verfafste der Spanier Juan Valdes zwei längere Totendialoge politisch-kirchlichen Inhalts. Angeregt durch die Ankunft der Seelen eines Königs, eines Herzogs, eines Cardinals, eines Bischofs, eines Weltpriesters und eines heuchlerischen Mönches in der Hölle unterhalten sich in dem ersten Gespräche Merkur und Charon, im zweiten Lactanz und ein Priester über die europäischen Händel, zumal über die Vorgänge in Rom 1527.[30] — Zu dieser Gruppe zählt ferner ein 1538 angeblich in Bologna, jedenfalls von einem Gegner des Papsttums verfafstes lateinisches, bald auch ins Deutsche übersetztes Gespräch[31] zwischen den Päpsten Leo und Clemens, das die gewissenlose Geldgier und verschlagene Politik der Päpste ironisch preist und mit der Miene der Empörung alle die Vorwürfe aufzählt, die die Ketzer dem Papsttum machen. Als dritter gesellt sich ihr Kämmerer, der Cardinal Spinola, hinzu; sein Bericht über die letzten kirchlichen Bewegungen und über den Fortschritt der Ketzerei da oben preist dem Papst Leo den Seufzer aus: Ich fühle, es kommt die Zeit, wo die Pfaffen werden arbeiten müssen, wenn sie essen wollen. — Über dasselbe Thema verhandelt schliefslich ein wackrer Zeitgenosse und Verehrer Luthers, Johann Schradin von Reutlingen, 1546 in der Unterwelt mit Ariovist, Arminius, Kaiser Rotbart und Georg von Frundsberg in einem holprig gereimten Gespräch.[32]

Im ganzen fand aber in Deutschland mehr der ernste, moralische Grundgedanke der Totengespräche Anklang. Unzweifelhaft wurde die Pflege dieser Litteraturgattung durch die Ideen des Christentums wesentlich begünstigt. Ist doch die Legende vom reichen Mann und armen Lazarus mit ihrem Nachspiel in Himmel und Hölle eine der populärsten des Mittelalters, und der demokratische Gedanke, dafs der Tod alle gleich macht, ja für den Armen und Elenden

eine Verbesserung seines Loses ist, ein mit Vorliebe ausgeführtes Motiv. Schon Thibaut de Marly singt im 13. Jahrhundert:

Mort tu abas à un seul jour
aussi le roi dedens sa tour
com le povre desous son toit,

und noch Jakob Ayrer zeigt uns in einem Fastnachtsspiel den Lazarus. Vor allem die Totentänze, die uns in der bildenden Kunst seit der grofsen Pest von 1348 begegnen, sind ja eine grofse Gleichheitspredigt, eine bittere Ironie auf Macht, Kraft, Wissenschaft und Schönheit. Weinend und widerwillig fügen sich da die Grofsen der Welt — oft Porträts — dem Sensenschwinger: „sic transit gloria mundi“ und ähnliche Sprüche lesen wir über ihrem Haupte; aber fröhlich tanzend folgt der arme Hirt, folgt der Bettler, dessen Ranzen den Spruch „mourir c'est gagner“ oder „lucrum mori“ trägt. Hier berührt sich die herbe Anschauung der christlichen Religion eng mit der Satire Lucians, aus dessen Totengesprächen wir leicht einen ähnlichen Figurenreigen zusammenstellen könnten, wie ihn die Danses macabres zeigen: Krösus, Midas, Sardanapal jammernd an der Spitze, Alexander weinend, dafs er nicht noch als Tagelöhner des Sonnenlichts sich freuen darf, der einst so schöne Nireus, jetzt dem Thersites gleich, der stolze Mausolos, dem sein schönes Grabmal drüben nur Spott einträgt, und auf der andern Seite immer fröhlich, zum Spott geneigt, im Besitze der unvergänglichen Schätze wahrer Lebensweisheit Diogenes und Menippus, Tiresias und Sokrates. Kein Zweifel, dafs Hans Holbein, der mit dem besten Luciankenner seiner Zeit, mit Erasmus in Basel zusammen an des Buchdruckers Froben Tische safs, von Lucianischem Geiste angeregt seinen Totentanz schuf.

Ist demnach diese Totenwelt für den Moralisten besonders dankbar, so öffnet sie zugleich der Phantasie des Dichters ein unabsehbares Gebiet. Durch die erste Eigenschaft zog sie Hans Sachs an, die zweite erschien Rabelais verlockend. — Um das Jahr 1531 mufs dem Nürnberger Meister die lateinische Übersetzung Lucianischer Dialoge, die Vitus Buerler 1516 in Leipzig herausgegeben hatte, in die Hände gefallen sein. Denn nach ihr hat, wie aus gemeinsamen Abweichungen von Lucian, aus Mifsverständnissen und Auslassungen Tittmann erkannte, Hans Sachs das 10. Totengespräch, das sogenannte Σκαφίδιον, zu einer Knüttelvers-„Tragedi“ umgemodelt: „Der Caron mit den abgeschidnen Geisten, mit eilf Personen zu agiren“. Ein „Herolt“ ist vorausgeschickt:

wir kom, ein tragedi zu halten,
die hat gemachet bei den alten
Lucianus, der grofs poet,
kriechisch er die beschreiben tet,
und wirt genant Skaphidion
und sagt von einem, heifst Caron usw.

Die Gestalten, die Merkur an den Kahn bringt, und die alles irdische Gepäck ablegen müssen, sind zunächst ganz die Lucianischen: der fröhliche Menippus, der freiwillig in den Tod gegangen ist; Carmelius „der buler“ mufs Schmuck, Schönheit, „küfs und bulbrief“ lassen; folgen Lampichus der König, Damasias „ein berumter kempfer“, der seinen olympischen Kranz niederlegt, Craton „mit dem geltsack“, Mico der Kriegsmann, und der Philosophus, dem Menipp den fünfpfündigen Bart abhackt. Nachdem der Kahn schon abgestofsen ist, kommt statt des Lucianischen Rhetors, einer Figur, die man in Hans Sachsens Zeit nicht verstanden hätte, Epikur schreiend an: „ich bin der volle Epikur“, der sehr mit Unrecht durch die berühmte Horazstelle „porcus e grege Epicuri“ das klassische Urbild des Schlemmers und „säuwischen“

Lebens geworden ist (erst Thomasius hat seinen guten Ruf wiederhergestellt), und den Hans Sachs mit wenig schmeichelhaften Titeln wie „Weinschlauch, bodenlose Treberku“ bedenkt. Mit richtigem Gefühl dafür, dafs bei einer satirischen Verkörperung der Narrheiten und Laster der Zeitgenossen die alte deutsche Unsitte der Unmäfsigkeit nicht ungezaust davon kommen dürfe, setzt er den Schlemmer für den echtgriechischen Berufsschwätzer ein. Alles andre ist wie bei Lucian.

Ins Possenreifserische hinüber spielt die Hadesfahrt, die Rabelais, der auch sonst Lucianische Gedanken verwendet, mit seinem derben Humor im zweiten Buche des „Gargantua und Pantagruel“ (Kap. 30) den Epistemon machen läfst. Dieser hat einige Zeit tot dagelegen, wird aber durch die Kunst des Panurg wieder von den Toten auferweckt und erzählt nun von der Unterwelt. — Der Grundton ist wieder der christliche, aber auch Lucianische Gedanke: Die Grofsen dieser Welt werden drüben erniedrigt, und die hier armselig und bescheiden waren, sind dort erhöht. Etwa achtzig berühmte Leute hat er gesehen; aber wie hat sich ihre Glückslage verschoben! Alexander ist Hosenflicker (die Ausführungen sind, wie so oft bei Rabelais, witzlos und albern), Xerxes Ausschreier, Nero Leierkastenmann, wohl eine Hindeutung auf sein Saitenspiel beim Brande Roms; Helena hat ein Gesindevermietungsbüreau, das heifst nach damaligen französischen Verhältnissen: sie ist eine Iena. Wie man sieht, alles nur Variationen des gleichen Gedankens im „Totenorakel“. Diogenes dagegen, der bewährte Liebling aller Hadesfahrer, stolziert im Purpurmantel einher, wie bei Lucian in den „Wahren Geschichten“; Epiktet, droben der schlichte Mann der Resignation mit dem Wahlspruche „sustine et abstine“, diniert mit Damen in einer Laube. Besonders schlecht fahren die Reichen und die Wucherer: sie müssen alte Nägel und rostige Nadeln in den Gossen suchen und erhalten für den Zentner ein Brotrindchen.

In den Stürmen des 17. Jahrhunderts verroht mit den Gemütern der Geschmack, die litterarische Technik, der sprachliche Ausdruck, zumal in Deutschland. An die Stelle lebensfrischen Schaffens tritt Verknöcherung und Pedanterie. Da ist für die kunstvolle Schreibart des Totengesprächs kein rechter Platz; selten wird die Hölle zu satirischen Zwecken verwendet. Immerhin ist ein verwandtes litterarisches Genre erwähnenswert, das vermutlich auf einen Anstofs Lucians zurückzuführen ist, wenn auch die Gesprächsform dabei hinter der Schilderung zurücktritt. Im „Lügenfreund“ Lucians, jener Schrift, der Goethe die Fabel zum Zauberlehrling entnahm, erzählt Kleodemus, wie er im Fiebertraum von einem weifsgekleideten Jüngling in die Unterwelt entrückt worden sei und dort den Tantalus und Sisyphus, den Pluto als Richter mit seinem Gefolge und mehr der Art gesehen habe. Solche Visionen oder Träume von der Unterwelt sind offenbar für den Satiriker ein ebenso ungefährliches — denn wer ist für seine Träume verantwortlich? — als dankbares Mittel, seiner Zeit einen Spiegel vorzuhalten, nur dafs er die furchtbaren Bilder des Danteschen Inferno zu Karikaturen verzerren wird, dafs seine grotesken Szenen mehr Lachen als Grauen oder Erschütterung wecken werden. Nichts bequemer für die lebhafte Phantasie eines kühnen Dichters als so ein Traum! Die Portraits kommen und gehen, wie sie des Dichters Willkür citiert: die heftigsten Angriffe auf einzelne und auf Stände darf er wagen — es sind ja nur Träumereien. Und so träumte, die „Divina Commedia“ unter dem Kopfkissen, Quevedo, nächst Cervantes der gröfste spanische Satiriker des 17. Jahrhunderts, seine „Sueños“, die zuerst 1627 erschienen. In leichten Skizzen wird uns das buntbewegte Leben in Madrid unter Philipp III. gezeichnet, in das uns der Satiriker am besten hineinführt, während es der Historiker grofsen Stils kaum streift, der Dramatiker eher meidet als sucht. Zwei dieser

„Träume“, der dritte und der sechste, schildern die Hölle. In scharfen Silhouetten ziehen die Typen der Zeit mit ihren Unsitten und Modeleidenschaften vorüber, die harmloseren Strafsenfiguren zumal: der faule Barbier, der nur das Spiel in jedem Sinne im Kopfe hat und zur Strafe unten den modernen Tantalus abgiebt: unerreichbar hängt über ihm die Guitarre, mit der er manches Ständchen gebracht, und zu seinen Füfsen lockt das Damenbrett; — der Kaufmann, für Quevedo gleichbedeutend mit Filou, spekuliert noch im Jenseits, die Schneider reitet der Modeteufel, die Juweliere schüren die Schmuck- und Putzsucht weiter, die Alchymisten werden verhöhnt. Aber die schärfsten Giftbolzen treffen die höhern Stände, zumal die gelehrten: schwarzgewandet sind die Ärzte, mit Recht; sie trauern um die Unzahl derer, die sie ins Jenseits befördert haben; sie tragen mächtige Ringsteine am Finger, die den Kranken beim Pulsfühlen bereits an den Leichenstein gemahnen. Die Richter zeichnen sich durch verschlossene Ohren und offene Hände aus. Die Dichter sind dazu verdammt, das Lob ihrer Rivalen anhören, oder — noch grausamer — deren Werke corrigieren zu müssen. Dann wieder eine Gerichtsverhandlung: Solon verklagt die Tyrannen, einen Domitian, Caligula, Pisistratus; der einst litterarisch regsame Dionys von Syrakus hat die Verteidigung übernommen. Kurz, mit derben Schlägen und einer in jenen Tagen und in jenem Lande bemerkenswerten Kühnheit stäupt er die Verirrungen seiner Zeitgenossen, stets bestrebt, wie er sagt, „die Wahrheit ihnen zwar nicht ganz nackt, aber doch auch nur im Hemde zu zeigen“ (verdades dire en camisa poco menos que desnudas). Diese in Spanien viel nachgeahmten satirischen Zeitbilder Quevedos, die der etwas jüngere, durch Schopenhauer wieder zu Ehren gekommene Jesuit Gracian mit den Blättern des Tabaks verglich, die mehr schädlich als nützlich seien, weil sie nur einen flüchtigen Genufs gewährten, ohne eine dauernde heilsame Wirkung zu üben, übertrug vom protestantischen Standpunkt aus frei auf deutsche Verhältnisse ein weitgereister, weltkluger und für seine Zeit erstaunlich belesener Mann, Johann Michael Moscherosch. Zumal die ersten unter den „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten Philanders von Sittewald“ (Strafsburg 1645) lehnen sich enger an Quevedo an, und das siebente Gesicht, „Höllenkinder“ betitelt, hält gleichfalls in der Unterwelt ein einschneidendes Strafgericht über die verderbte Zeit, das hier wie bei dem Spanier am härtesten die höheren und gelehrten Stände trifft.

Anders wurde es in den letzten Jahren des 17. und vor allem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diese Zeit hat den Feuilletonstil geschaffen; sie ist auch eine klassische Periode des Dialogs, zunächst in Frankreich. Reich an geistigen Interessen und witzigen Köpfen fand sie im Gespräche die fesselndste und geeignetste Form für die Erörterung litterarischer und philosophischer Streitfragen. Und wenn man am Kaminfeuer der Salons in witzsprühendem Geplauder die schwierigsten Rätsel zu lösen versuchte, so wog der Esprit, der Zauber der Form und die Kühnheit der Einfälle oft mehr, als die Gediegenheit der Gedanken.

So kommt auch das Lucianische Totengespräch wieder zu Ehren; Frankreich übernimmt hier gleichfalls die Führung, und kein geringerer als Boileau eröffnet den Reigen. Zwar erschien sein „Dialogue à la manière de Lucien: les héros de roman“ erst 1710, aber schon 1665 hatte er eine Skizze dazu im heitern Freundeskreise vorgelesen, und einer dieser „Freunde“, der ein treffliches Gedächtnis mit unnobler Gesinnung verband, liefs, was er davon behalten hatte, schon 1688 drucken. Es ist eine litterarische Satire gegen die süfslichen, verliebten Heldenromane, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dem verschrobenen Zeitgeschmack zusagten. Besonders hatte das Fräulein von Scudéry im „Cyrus“ und in der „Clélie“ die Helden und Heldinnen des Altertums zu tändelnden Seladons zugestutzt, eine Vergewaltigung der Geschichte, die

Boileau, dem Manne des sens commun und dem Freunde der echten Alten, gerechten Ärger erregte. Im Tartarus ist ein Aufstand ausgebrochen, was an die Empörung der Verdammten in den „Wahren Geschichten“ erinnert: Prometheus, seinen Geier auf der Faust, Tantalus, stark berauscht, rücken heran; Sisyphus hält von seinem Rollstein herab aufreizende Reden. Pluto und sein Gehilfe Minos müssen sich zur Wehre setzen. Der Cerberus wird losgelassen, die Furiengarde verstärkt, aus den Gefilden der Seligen die Heroen und Heroinen herbeordert. Diogenes, wie immer die lustige Person, bietet sich mit seinem Knüppel als Freiwilliger an; Pluto werde ihn brauchen können, meint er; denn auf jene sogenannten Helden sei kein Verlafs. Und nun ziehen die Gestalten der Moderomane, von Diogenes mit kaustischem Witz vorgestellt und charakterisiert, an Pluto vorüber, der mit Erstaunen und wachsendem Grimm erkennt, wie bitter er sich getäuscht hat. Was ist aus Cyrus geworden? Ein weinerlicher Schwächling, der nach seiner Mandane seufzt. Tomyris, weit entfernt, nach Feindesblut zu lechzen, sucht ein Notizbuch, in dem sie ein massagetisches Liebesmadrigal an Cyrus aufgesetzt hatte. Horatius Cocles trällert ein verliebtes Modeliedchen an Clelia; Lucretia und Brutus schreiben sich in rätselhaften Zeichen Billets-doux. In Sappho, einem Blaustrumpf, der sofort eine Seite aus einem eignen Roman vorliest, ist die Scudéry selbst boshaft persifliert. Die Jungfrau von Orléans redet in den entsetzlichen Versen, in denen sie der damalige Epiker Chapelain mifshandelt hatte. Zur Beruhigung des entrüsteten Pluto stellt sich heraus, dafs diese Galerie von Jammerhelden nur Trugbilder sind. Man findet unter ihren Masken ganz gewöhnliche Durchschnittspariser, die ein eben im Hades anlangender Franzose als gute Bekannte begrüfst. Der Aufstand der Verdammten aber wird durch die von Merkur geholte Blitzartillerie des Zeus gedämpft. — Da jene vielbändigen Staats-, Liebes- und Heldenromane auch in Deutschland üblich wurden, so schrieb Bodmer in den „Discoursen der Mahlern“ 1722[33] eine Fortsetzung der Boileauschen Szene in der Unterwelt, in denen der „Christliche deutsche Hercules“ des Superintendenten Buchholtz (1659) und der „Arminius“ Lohensteins (1689) in derselben Weise in Gesprächsform gegeifselt werden. — Gleichfalls unter dem Zeichen Boileaus steht wohl eine in die Form des Totengesprächs gekleidete litterarische Satire, die Elias Schlegel, ein Schüler Gottscheds, aber auch ein Vorläufer Lessings, 1741 in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ unter dem Titel „Demokrit. Ein Totengespräch“ veröffentlichte. Es ist eine verurteilende Kritik des gleichnamigen burlesken Lustspiels von Régnard, das 1741 in deutscher Übersetzung ohne Erfolg über die Leipziger Bühne ging. Noch ganz in den Banden Gottschedischer pedantischer Auffassung von den Regeln des Dramas, überzeugt von der Notwendigkeit der drei Einheiten, ohne Sinn für die Berechtigung drolliger Anachronismen, in denen gerade der possenhafte Reiz des Régnardschen Stückes lag, läfst er in der Unterwelt den echten Demokrit und den Aristophanes mit ätzender Kritik über den armen Régnard herfallen, der sein albernes Machwerk tölpelhaft genug verteidigt. Es ist eine in der Form unbehülfliche Jugendarbeit des später so tüchtigen Kritikers. — Erich Schmidt hat darauf hingewiesen,[34] dafs diese 1764 in Schlegels gesammelten Werken nochmals gedruckte Arbeit vermutlich wiederum Goethe zu der 1774 hingeworfenen übermütigen Farce „Götter, Helden und Wieland“ angeregt habe, „einem schändlichen Dinge, worin er Wieland auf eine garstige Weise über die Mattherzigkeit in Darstellung der markigen Fabelwelt turlupinierte“. Auch diese frische, im Tone der Stürmer und Dränger gehaltene Satire ist die Kritik eines Dramas, der sentimentalen, französelnden „Alceste“ Wielands, und der Briefe, in denen er das gleichnamige Stück des Euripides scharf beurteilt hatte: der schlummernde Hofrat Wieland wird durch Merkurs Zauberstab im Schlafrocke in den Hades citiert und von dem zornigen Euripides, von den handfesten Originalgestalten der Alceste

und des Admet, zu guter letzt von dem derb polternden Herkules wegen seiner Entstellung des echten Griechentums zur Rede gesetzt. Er bekennt in höchster Verlegenheit, dafs er sich diese Helden in der That ganz anders vorgestellt habe. „Das soll die wirkliche Alceste sein? mit dieser Taille?“ Sehr richtig antwortet ihm der grobe Herkules: „Was kann ich davor, dafs Er eine so engbrüstige Imagination hat?“ Dieser vierschrötige Herkules, der sofort heftig wird und kein Blatt vor den Mund nimmt, gleicht durchaus dem Lucians, z. B. im 16. Totengespräch. Die Verwechslung des Totengeleiters Merkur mit dem „Teutschen Merkur“, Wielands Zeitschrift, macht die Szene an Charons Kahn noch possierlicher.

Einen weit gröfseren Raum, als die litterarische Satire, nimmt in der gewaltigen Totengesprächlitteratur des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts das Gespräch zwischen bedeutenden Persönlichkeiten aus der Weltgeschichte ein. Hier tritt das satirische Element zurück. Die Phantasie des Dichters läfst Menschen aus den verschiedensten Epochen mehr oder minder geistreich über Themen aller Art, über Zeitereignisse oder über das eigene Erdenleben plaudern und disputieren. Entweder ist der Zweck dabei eben nur die anmutig belebte Unterhaltung, zum Teil aber will auch der Verfasser die Figuren seines Puppenspieles nach einem bestimmten Ziele lenken, er will sie eine Frage lösen lassen, will belehren und aufklären. An der Spitze der ersten Gruppe steht Fontenelle, die zweite führt Fénelon.

Von allen, die sich in Lucians Manier an Totengesprächen versucht haben, ist ihm Fontenelle wohl am nächsten gekommen. Er gesteht auch ein, dafs er nach diesem Vorbild arbeitet; Lucian ist die den „Dialogues des morts“ von 1683 vorausgeschickte Epistel gewidmet, die bescheiden schliefst: „je ne veux que la gloire d'avoir sçu qu'on ne peut imiter un plus excellent modèle que vous“. In den kurzen, lebendigen, bisweilen pikanten Gesprächen ist eine mit Humor und Ironie gewürzte Lebensanschauung der Grundton. Im ersten Dialog unterhalten sich beispielsweise Alexander der Grofse, dem wir in den Totengesprächen aller Zeiten begegnen, und die berühmte Hetäre Phryne über ihre — Eroberungen. In einem andern macht Dido ihrer Freundin Stratonice gegenüber dem Groll darüber Luft, dafs Virgil, der ihr eben seine Äneis vorgelesen hat, ihr gutes Renommée für alle Zeiten durch die infame Lüge geschädigt habe, sie hätte mit einem 300 Jahre ältern Trojaner, Namens Äneas, ein Verhältnis gehabt. Dieses Aufstechen von Anachronismen in den Fabeln der Dichter ist echt Lucianisch. Besonders gern läfst er Damen der grofsen Welt auftreten, die sich durch „beaucoup d'esprit, assez de beauté et peu d'amour“ hervorgethan haben: Margarete von Östreich erörtert z. B. mit Roxelane das Thema, wie man die Männer gängeln könne. Auch die Gelehrten und Philosophen und mit ihnen ernsthaftere Themen fehlen nicht: so vertreten Homer und Äsop die verschiedenen Anschauungen vom Zweck der Poesie, das „delectare“ und das „prodesse“. Sokrates streitet mit Montaigne darüber, ob die Alten tugendreicher gewesen seien als die Menschen der neueren Zeit. Erasistratus, jener griechische Arzt, der in der Höllenfahrt des Timarion vorkam, wird von Harvey, dem Entdecker des Blutkreislaufs, über die Schultern angesehen; doch mufs dieser schliefslich einräumen, dafs trotz der Fortschritte der Physik und Medizin die Menschen noch sterben wie in alter Zeit. — Alle Gespräche sind amüsant zu lesen; manches darin ist freilich gesucht und frostig, und was dem Leser Lucians nie begegnen wird, wir vergessen mitunter, dafs wir uns im alles ausgleichenden Reiche des Pluto befinden; wir haben nicht selten das Gefühl, dafs diese Unterhaltungen ebenso gut in der Plauderecke eines Pariser Salons geführt sein könnten; es fehlt der ernste Grundton, der stete Hinweis auf die Eitelkeit dieser Welt.

Die Schrift mufs viel Aufsehen gemacht und besonders bei den Historikern Anstofs erregt haben. Fontenelle suchte letztere durch eine 1684 verfafste humoristische Selbstkritik zu

entwaffnen, die wiederum die Form des Totengesprächs hat. Die Dialoge sind, so nimmt er in diesem „Jugement de Pluton sur les dialogues des morts“ an, in der Unterwelt mit Begierde gelesen worden und haben einen wahren Sturm entfesselt; jeder fühlt sich beleidigt oder falsch dargestellt. Pluto hält zur Beschwichtigung der Gemüter eine öffentliche Kritik über das Buch ab. Lucian, mit der Verteidigung des Autors beauftragt, lehnt klüglich ab, läuft sogar selbst Gefahr, noch sehr post festum wegen seiner eignen Dialoge von den alten Philosophen belangt zu werden, hört indessen gelassen die gröblichen Ausfälle des biedern Cato gegen die müfsigen Herren Gesprächsschreiber an. Nach stürmischen Verhandlungen, in denen fast alle Personen jener ersten Gespräche zu Worte kommen, wird eine Anzahl komischer Ehrenerklärungen und Nachträge zu Protokoll genommen. — Dafs indefs die „Dialogues des morts“ auch sehr beifällig aufgenommen worden sind, dafs sie dem Geschmack weiter Kreise ungemein zusagten, beweist neben der stattlichen Zahl von Auflagen das Heer von Nachahmern, das, meist mit ausdrücklicher Berufung auf Fontenelle als Vorbild, diese Erneuerung des alten Lucianischen Litteraturgenres fand,[35] zunächst in der französischen Litteratur. — Auf dem Titelkupfer der 1709 im Haag anonym erschienenen „Dialogues des morts“[36] wandelt Lucian (für den übrigens dem Künstler ein Amsterdamer Trödeljude Modell gestanden zu haben scheint) und Fontenelle im Gespräch unter den Cypressen des Elysiums; im Hintergrunde sieht man zwei Könige, zwei antike Feldherren, zwei Weltdamen sich lebhaft unterhalten. Der Verfasser bleibt weit hinter seinem Meister zurück, und wenn er mit bescheidener Selbsterkenntnis in der Vorrede sagt: „Wenn meine Schatten Euch einschläfern, so werden ihre Plaudereien doch wenigstens zu etwas dienlich sein“, so ist zu befürchten, dafs bei manchem Leser das Werk eben nur diese eine Wirkung erreicht haben dürfte. Die Eleganz der Sprache, die überraschenden Einfälle werden durch die Neigung zum Moralisieren und die breite Ausführung der beiderseitigen Gründe übel ersetzt: Cäsar und Brutus unterhalten sich allein über 100 Seiten lang. — Enger an Fontenelle schliefsen sich Pesseliers 1753 ohne Angabe von Ort und Verfasser gedruckte „Nouveaux dialogues des morts“ an. Ihm scheint auch die Sammlung gewidmet zu sein. Denn die Verse der Vorrede:

J'adresse mon hommage au célèbre Nestor
de l'empire brillant de la Littérature,
si digne de jouir, pendant un siècle encore
de cette gloire noble et pure
que méritent l'homme de bien,
le sçavant agréable et le bon citoyen

passen auf ihn, der, 1657 geboren, ein volles Jahrhundert durchlebte, 1753 also thatsächlich ein ehrwürdiger Nestor war, und der, so oberflächlich seine Schriften, an den Leistungen seiner gewaltigen Zeitgenossen gemessen, erscheinen mögen, sich im In- und Auslande grofsen Ansehens erfreute. Übrigens konnte sich Fontenelle die Widmung gefallen lassen. Die Personen der Dialoge sind mit Geschmack gewählt, die Themen interessieren und sind knapp und gefällig behandelt. Da hören wir etwa Kaiser Karl V., den in Frankreich wenig beliebten Herrscher zweier Welten, mit dem Schauspieler Baron, einem Bühnenkönig vom Théâtre français, dessen Sertorius, Augustus, Mithridates einst die Pariser entzückt hatte, über persönliches Verdienst sprechen; die Frage: was ist wahrer Adel? beleuchten von verschiedenem Standpunkt ein französischer Edelmann und Diogenes, dieses gern hervorgesuchte Inventarstück der Totengespräche. — Auch einem begabten jungen Chemiker, der später leider nur noch über Essig- und Liqueurfabrikation geschrieben hat, Demachy, liefsen die Lorbern Fontenelles keine Ruhe.

Seine 1755 veröffentlichten 39 „Neuen Totengespräche“ sind in der originellen und doch geschmackvollen Zusammenstellung interessanter Gestalten wie in der muntern Unterhaltung über anziehende Fragen gleich vortrefflich; überall blickt freilich der galante, heifsblütige Franzose durch. Wie bezeichnend ist es, wenn Alexander und Scipio, die alten Bekannten aus dem Hades, nicht etwa um den Feldherrnrang streiten, sondern beide ihre „Contenance“ rühmen, die Alexander der Frau des Darius, Scipio der Sophonisbe gegenüber gezeigt habe! Drollig ist es, wie Anakreon seine Übersetzerin, die Madame Dacier, aufsucht und zu seinem Entsetzen statt einer liebeslustigen Grazie einen Philologen in Unterröcken findet. Lucianisch ist es, wenn der trauernde Xerxes mit dem armen arkadischen Schäfer Cercidas zusammentrifft, der, ein neuer Micyllus, des Tausches herzlich froh ist; Lucianisch, wenn Plato dem Ovid anvertraut, dafs er bei seinen philosophischen Unterhaltungen oft habe heimlich gähnen müssen. Ovid, der Mann, der den Augenblick zu geniefsen weifs, ist dem jugendlichen Autor verständlicher, der ohnehin eine Pike auf die graue Metaphysik hat, wie die Gespräche zwischen Pascal und Mallebranche, zwischen Leuwenhoeck, dem Erfinder des Mikroskops, und Aristoteles beweisen. Geistreich und amüsant sind ferner die Unterhaltungen zwischen Diogenes und Alcibiades, Mahomet und Luther, Brioché, dem Erfinder der Marionetten, und Descartes, der einen künstlichen Tierorganismus construiert hatte, schliefslich eine Erörterung über die Eitelkeit des Pomps bei Begräbnissen zwischen Karl V., dem Pilgrim von St. Just, und der berühmten Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, der man in Paris ein ehrliches Begräbnis verweigert hatte. — Noch 1791 erschienen in Deutschland „Plaudereyen aus der Unterwelt. Einige Partikel aus Meister Lucians Schnapsack. Niesenhofen (?)“, die zwar im derben, formlosen Stile der Stürmer und Dränger geschrieben sind, in der Wahl der Figuren und der Gesprächsstoffe aber ganz im Fahrwasser Fontenelles bleiben: Montezuma geifselt die in Columbus verkörperte Ruhmsucht; zwei gefallene litterarische Gröfsen, Gottsched und Klotz, beklagen sich über Lessing; in einem Gespräch zwischen Marius und dem Bürgermeister einer kleinen deutschen Reichsstadt wird der kindische Dünkel dieser Duodezbüreaukraten verlacht.

Zu lehrhaften Zwecken benutzte die Form des Totengesprächs Fénelon, der Herder Frankreichs; das sagt schon der Titel der 1710 erschienenen „Dialogues des morts composés pour l'éducation de Mgr. le Duc de Bourgogne“.[37] Es sind 79 Gespräche, 51 von Göttern und Menschen der alten Welt, die übrigen von berühmten Verstorbenen der Neuzeit geführt, in edler, an schönen Gleichnissen und Metaphern reicher Sprache abgefafst. Sie sollten für seinen talentvollen Schüler, den Enkel und voraussichtlichen Thronfolger des grofsen Ludwig, zugleich ein Spiegel echter Fürstentugenden und eine anmutig eingekleidete Durchwanderung der Mythologie und Geschichte sein. Dem didaktischen Zwecke entsprechend werden scharfe Contraste zwischen Tugendbolden und Taugenichtsen bevorzugt. Jedes Gespräch behandelt eine politische oder moralische Wahrheit, die als Thema oder Überschrift voransteht, z. B. der Satz „un prince ne peut trouver de véritable bonheur et de sûreté que dans l'amour de ses sujets“ wird e contrario durch ein Gespräch Platos mit Dionys bewiesen. Mehrfach wird dem leidenschaftlichen Prinzen als abschreckendes Beispiel eines übermütigen, gewissenlosen, wenn auch genialen und unwiderstehlichen Menschen Alcibiades vorgeführt. Neben Merkur und Charon erscheinen alle die schärfer profilierten Lieblingscharaktere der Totengespräche: Solon, Xerxes, Sokrates, der unentbehrliche Alexander, Diogenes, Timon (bekanntlich auch eine speciell Lucianische Figur), an dem die Thorheit des Menschenhasses demonstriert wird. Hier eine Probe aus dem 25. Dialog: mit einem Freimut, der an den Ufern des Euphrat ebenso gefährlich gewesen wäre, als er am Styx für selbstverständlich gilt, sagt Aristoteles seinem Schüler Alexander herbe Worte über den

Cäsarenwahnsinn seiner letzten Jahre. „Erkläre mir doch“, bittet Alexander, „wie kommts, dafs so mancher Fürst in seiner Jugend so brav ist und in der Folgezeit all die guten Lehren, die man ihm beigebracht hat, in den Wind schlägt, gerade wenn es darauf ankäme, sie in Thaten umzusetzen? Was hilfts, dafs sie in jungen Jahren wie die Papageien von Tugend schwatzen, wenn die Vernunft, die in ihnen mit den Jahren immer mehr reifen sollte, sie im Stiche zu lassen scheint, sobald sie in die grofse Politik eingetreten sind?“ — Aristoteles: „Du warst thatsächlich ein Wunderkind; wie gewandt unterhieltest du die fremden Gesandten, die an Philipps Hof kamen! Du liebtest die Wissenschaften, du lasest die Dichter, du schwärmtest für Homer, dein Herz war entflammt, wenn ich dir die hochherzigen Thaten der Helden erzählte. Als du Theben nahmst, schontest du Pindars Haus; und als du später den Boden Asiens betratest, war dein erster Gang nach dem Grabmal des Achill, nach den Trümmern von Troja. Das alles beweist ein echt menschliches, allem Schönen offenes Herz. Man erkennt dies gute Naturell auch noch, als du dein Leben dem Arzt Philippus anvertrautest, und zumal als du die Familie des Darius so edel aufnahmest, dafs jenen sterbenden König der Gedanke tröstete, du würdest ihnen ein wahrer Vater werden. Das alles hatte die Philosophie und ein von Natur edles Herz in dir bewirkt. Aber von dem weiteren mag ich gar nicht reden —“. Alexander: „O rede, sprich, mein guter Aristoteles! Du hast keinen Grund, mich zu schonen“. — Aristoteles: „Dieser Dünkel, diese Verweichlichung, diese Anfälle von Mifstrauen, von Grausamkeit, von Jähzorn, diese Wutausbrüche gegen deine Freunde, diese Leichtgläubigkeit schmeichlerischen Schurken gegenüber, die dich einen Gott nannten“. — Alexander: „Wie wahr! Ich hätte nach meinem Siege über Darius sterben sollen. Die Eroberung des ganzen Orients ist für mich weniger rühmlich, als es mir Schande bringt, meinem Glück erlegen zu sein und vergessen zu haben, dafs ich doch auch nur ein Mensch war. Aber sage mir doch, wie kommts, dafs man in der Kindheit so klug ist, und so wenig verständig, wenn man es am meisten sein könnte?“ — Aristoteles: „In der Jugend läfst man sich noch belehren, anregen, tadeln von tüchtigen Leuten. In der Folgezeit fällt man leicht drei Feinden zum Opfer: dem Eigendünkel, den eigenen Leidenschaften und den Schmeichlern“. — Im Ganzen erinnert die Denkungsart und der lehrhafte Ton mehr an Plutarch, dem auch eine Fülle von Einzelheiten entlehnt sind. Doch fehlt es nicht an humoristischen Zügen und Übereinstimmungen mit Lucian: so findet sich die komische Ausbeutung der Odysseefabel, Herakles selbst weile bei den Göttern im Olymp, sein Schatten aber und Ebenbild im Hades, bei Lucian im 13., bei Fénelon im 2. Gespräch. Es ist im Geiste Lucians, wenn Diogenes dem Tyrannen Dionysius gegenüber betont, dafs er nichts, der Tyrann alles hier unten verloren habe. Lucian selbst tritt als „Moqueur“ im Gespräch mit Herodot auf, dessen nicht ganz schwindelfreie Reisebeschreibung er hier wie einst in seinen Schriften bekrittelt. — Schon im 17. Jahrhundert waren vereinzelte Totengespräche erschienen, in denen jüngstverstorbene hervorragende Personen über die neuesten politischen Ereignisse Betrachtungen anstellten.[38] Ganz in der Art dieser politischen Broschüren giebt Fénelon in den Dialogen, die Fürsten oder Staatsmänner der letzten Jahrhunderte redend einführen, eine Art von kritischer Geschichte, ohne zu vergessen, jedesmal ein moralisches Facit zu ziehen. Die gewiegtesten Diplomaten enthüllen hier, wo Schein und Verstellung keinen Zweck mehr haben, die geheimsten Fäden ihrer Intriguenpolitik und sagen sich die ungeschminkte Wahrheit: „Il vaut mieux être renard que tigre“ mufs Richelieu von Mazarin hören. Gerade diese politischen Erörterungen fanden in den Jahren des spanischen Erbfolgekrieges inner- und aufserhalb Frankreichs viel Anklang. Der Dialog, meinte man, eigne sich trefflich dazu, die entgegengesetzten Interessen verschiedener Nationen durch bedeutende Vertreter derselben beleuchten zu lassen; da freilich eine Kritik der

Politik der jüngsten Vergangenheit hierbei unvermeidlich war und diese Kritik bei dem Hasse, der weite Kreise in Frankreich gegen Ludwig XIV. in den letzten Jahren seiner Regierung erfüllte, dem Schreiber gefährlich werden konnte, erschienen diese französisch und meist wohl von Franzosen verfafsten Gespräche vielfach in Köln oder in Holland, der alten Hochburg der politischen Freiheit.[39]

Je lebhafter am Anfange des 18. Jahrhunderts auch in Deutschland das Interesse an Politik und Zeitgeschichte erwachte, nachdem man der theologischen Zänkereien einigermafsen satt geworden war, um so empfindlicher machte sich der Mangel an lesbaren Geschichtswerken fühlbar. Wenn irgendwo, so herrschte in den Büchern der damaligen Historiker Pedanterie, geisterstickende Aufspeicherung eines ungeheuren Notizenmaterials und eine ungenieſsbare, trockne, gelehrt scheinen wollende Sprache. Dem gleichzeitig allenthalben sich kundgebenden Bedürfnis der bürgerlichen Kreise nach unterhaltendem Lesestoff war man zuerst in England durch die moralischen Wochenschriften entgegengekommen. Der „Tatler“ (1709), der „Spectator“ (1711), der „Guardian“ (1713) fanden eifrige Nachahmer in Deutschland, und bald bot buchhändlerische Spekulation und Schriftstellereitelkeit einem lesewütigen Publiko eine wahre Flut — Scherer zählt bis 1800 über 500 — ähnlicher periodischer Zeitschriften „zur Belustigung des Verstandes und Witzes“ oder auch nur „zur Unterhaltung des Frauenzimmers“ dar. Bei dieser Constellation war für eine Zeitschrift, welche die Ereignisse der jüngsten Zeit, politische Raisonnements, Anekdoten und interessante Aktenstücke in leidlich unterhaltender Form brachte, ein guter Erfolg zu weissagen. Ein viel umhergetriebener Schriftsteller untergeordneten Ranges, der sogar eine Zeit lang nach Gundlings Tode unter dem Titel eines Geheimen Staatsrats und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften Hofnarr Friedrich Wilhelms des Ersten war, David Fafsmann aus Oberwiesenthal, that daher einen glücklichen Treffer, indem er die Idee der so wohl aufgenommenen Fontenelleschen und Fénelonschen Totengespräche journalistisch verwertete.[40] Seit 1718 gab er etwa monatlich in Leipzig „Gespräche in dem Reiche derer Todten“ in einzelnen „Entrevüen zwischen Personen, so in der Welt einen hohen Rang gehabt“, heraus „nebst dem Kern der neuen Merkwürdigkeiten in sehr wichtig darüber gemachten Reflexionen“. Diese Entrevüen sind 22 Jahre lang erschienen und viermal aufgelegt worden, gewifs für ein Journal ein seltener Erfolg. Es sind 240 Totengespräche, manche über 100 Quartseiten lang; sie füllen mit Supplement und Register nicht weniger als sechzehn Bände, deren keiner unter 1300 Seiten hat. Jedes Gespräch ist mit einem künstlerisch wertlosen Holzschnitt geziert, der die Unterredenden, in der Regel zwei, meist Fürsten, Feldherrn, Staatsmänner, aber auch Schriftsteller und berühmte Damen, in einem Cypressenhain oder sonst einer hadesmäfsigen Umgebung darstellt. Als schriftstellerische Leistungen stehen sie tief unter den französischen Vorbildern. In einem schwülstigen Stile, der die galante Hofsprache vorstellen soll, breit, schwerfällig, ohne kräftige Parteinahme, ohne muntere Einfälle, reihen sich philiströse Raisonnements über Cabinetsintrigen, trockne biographische Mitteilungen, „remarquabler“ Notizenkram, Klatschgeschichten, gelegentlich auch schlüpfrigen Inhalts, dann wieder triviale Moralisiereien und Gemeinplätze aneinander; ja ganze Acta publica, Friedensinstrumente, Erbschaftspakte, Stammbäume, Briefe, Erlasse und dergl. rückt der Verfasser ein, „damit auch diejenigen ihre Satisfaction finden mögen, welche dergleichen curieuse Piècen conserviret wissen wollen“. Um auch über die jüngsten Ereignisse kannegiefsern zu können, hat der wenig erfindungsreiche Autor einen von der Oberwelt zeitweilig kommenden „Secretarius“ eingeführt, der im nüchternsten Kanzleistil die neuesten Nachrichten, so zu sagen die Telegramme, verliest, die nun den Stoff der Unterhaltung für die erlauchten Toten bilden, wodurch freilich z. B. Themistokles genötigt

wird, sich über den polnischen Erbfolgekrieg auszusprechen. Wie wenig Witz und Geschmack der Verfasser besafs, zeigt die ganz willkürliche Zusammenstellung von Unterrednern, die gar keine gemeinsamen Berührungspunkte haben, eine Anforderung, der trotz der überraschendsten Gruppierungen die Franzosen doch meist mit feinem Takt gerecht geworden waren. Combinationen, wie Karl V. und Franz I., Richelieu und Mazarin, sind Fénelon entlehnt. Nicht ohne Witz ist es, die Maintenon mit ihrem ersten Mann, dem kaustischen Schriftsteller Scarron, zusammentreffen zu lassen. Auch Gespräche zwischen Hannibal und Don Juan d'Austria, zwischen Wilhelm Tell und Masaniello lassen sich noch hören. Wenn sich aber Kleopatra mit dem Herzog von Luxemburg, Artaxerxes mit Stephan Bathory von Siebenbürgen und Theodosius der Grofse mit dem Herzog Johann Wilhelm von Weimar-Eisenach unterhalten, wenn Papst Sixtus V. und Molière einander ihre Streiche erzählen, „um ihre gegenseitige curiosité zu vergnügen", so sind das ohne Zweifel Mifsgriffe. Es ist erstaunlich und für den Geschmack des deutschen Publikums wenig schmeichelhaft, dafs diese uns völlig ungeniefsbaren Totengespräche nach des Verfassers stolzer Bemerkung in der Vorrede zum zweiten Bande „so recht nach dem goût der curieusen Welt gewürtzet" waren und in der That etwa 25 Jahre lang eine wahre Modetyrannei ausgeübt haben. Fafsmann selbst verwahrt sich in seinen Vorreden an den „hoch-, respective nach Standesgebühr vielgeehrtesten Leser" mehrfach gegen ähnliche Publikationen, die nicht seiner Feder entstammt seien und die „nur vergeblich sich abmühten, die florirenden Leipziger Totengespräche durch injuriense Sticheleien verhafst zu machen", und noch 1782 rühmt ein Nachtreter „Fafsmann, den unerschöpflichen Schreiber der Gespräche im Reich der Todten, glorwürdigen Andenkens, defsen zahlreichen Quartanten mancher ehrliche Handwerker seine zeitkürzende erbauliche Lust, und manche wifsbegierige Seele Meere von historischen Kenntnifsen noch bis auf diese Stunde demüthig verdankt".[11] Man bekommt einen Begriff von der Masse der Nachahmungen, wenn man in Heinsius' darin keineswegs vollständigem Bücherlexikon aufser den Fafsmannschen über 50 solcher deutscher Totengespräche — Zeitschriften, Gesprächsammlungen und Einzeldialoge —, meist aus dem zweiten und dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts, verzeichnet findet. Sie aufzuzählen, hiefse ihnen zu viel Ehre anthun, um so mehr, als es sich dabei nur um eine äufserliche Ausdehnung, keine innere Weiterentwicklung handelt; doch lohnt es sich, gewisse Gruppen zu scheiden.

Ganz in der Manier der Fafsmannschen Entrevüen, d. h. historisch-politischen oder biographischen Inhalts, in Stil, Anlage und Ausstattung jenen völlig gleich, erschienen seit 1720 besonders in Halle, Frankfurt und Braunschweig eine Anzahl solcher Gesprächsammlungen[12] oder Einzelgespräche,[13] wenn schon Leipzig, der Mittelpunkt des damaligen litterarischen Lebens in Deutschland, der Hauptproduktionsort blieb. War doch der Dictator Gottsched, dessen papiernen Thron damals noch kein Lessing anzuzünden versucht hatte, ein mächtiger Gönner des Dialogs, der selbst einige Lucianische und die Fontenelleschen Totengespräche sowie das Urteil Photos übersetzt und mit einer hübschen Vorrede über die Geschichte des Dialogs 1727 veröffentlicht hatte. Dies rein historische Totengespräch erlebte während des siebenjährigen Krieges noch eine Art Nachblüte: gewöhnlich erörtern ein preufsischer und ein österreichischer General von ihrem nationalen Standpunkt aus die Ereignisse.[14] Besonders gern aber verwandte man diese Form der Darstellung für Nekrologe, zumal bei Fürstlichkeiten.[15] Es ist immer dieselbe Schablone: der erlauchte Schatten des Verewigten wandelt im Selbstgespräch unter den Cypressen und wird von einem andern angeredet; nach der förmlichen Vorstellung erzählen sie sich gegenseitig ihre Lebensgeschichte, wobei der eine mit unersättlicher Neugier fragt, der andre in trocknem Docententon mit ertötender Ausführlichkeit, mitunter 30 Quartseiten lang,

ununterbrochen und meist in einem halb französischen Kauderwelsch Bericht erstattet. So erschienen beim Tode Augusts des Starken 1733 eine Anzahl Gespräche im Reiche der Toten, in deren einem er z. B. Viktor Amadeus von Savoyen gegenüber, der auf die bescheidne Rolle des wifsbegierigen Fragers beschränkt ist, im steifsten und umständlichsten Hofstil und mit naivster Selbstverherrlichung 192 Seiten lang nicht nur sein Leben, die Geschichte des Wettiner Hauses, seine Wahl zum Polenkönig unter wörtlicher Anführung der Aktenstücke vorträgt, sondern auch eine recht schulmeisterliche Vorlesung über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse Polens hält bis auf die „rationes meiner (!) Einwohner wegen besondrer Tracht des fast kahl beschornen Hauptes". — Auch Gelehrten und Predigern wird häufig in dieser Form ein Denkmal gesetzt: so fordern Arndt, der Verfasser des „Wahren Christentums", und Spener, ein andermal Thomasius und der Waisenhaus-Francke Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken.[16]

Flugschriften im eigentlichen Sinne sind diejenigen Gespräche, in denen einzelne besonders aufregende Tagesereignisse den Verstorbenen erzählt und lebhaft von ihnen pro und contra discutiert werden. Das Thorner Blutgericht von 1724, das Unglück der Salzburger Emigranten 1732, die Aufhebung des Jesuitenordens 1773, die Niederlage von Jena 1806 finden ihren Widerhall in der Unterwelt.[17] Hierher darf man auch die „historischen Jubelgespräche" ziehen. 1730 im Gedenkjahr der Augsburger Confession läfst ein eifriger Hamburger Protestant ein Gespräch zwischen Luther und Tetzel bei den Toten stattfinden. 1740 feiert man die Erfindung der Buchdruckerkunst. Natürlich liegt es da nahe, eine Geschichte der Entwicklung des Druckes in den drei Jahrhunderten zu geben; aber in welcher Form? Eine auf gründlichen Quellenangaben fufsende sachliche Darstellung, durch einen Schwall von Illustrationen und Druckproben zu einem „Prachtwerk ersten Ranges" erhoben, würde uns etwa heute am meisten zusagen. Im damals kurmainzischen Erfurt erschien 1740 ein 128 Seiten umfassendes Büchlein: „Merckwürdiges Gespräch im Reiche der Todten zwischen den ersten Erfindern der Buchdrucker-Kunst, worinn von dem Ursprung, Fortgang und übrigen Schicksalen derselben gehandelt und insbesondre der Stadt Mayntz der Ruhm von der Erfindung solcher Kunst vindiciret wird; in dem dritten Buchdruckerjubiläo der curiösen Welt nebst einigen remarquablen Neuigkeiten aus dem Reiche der Lebendigen mitgetheilet". Gegen das Mainzer Kleeblatt Gutenberg, Faust und Scheffer tritt da Johann Mentelin von Strafsburg mit dem Anspruch der Erfindung auf. Der Streit wird mit viel Gelehrsamkeit und reichlichen Citaten geführt. Schliefslich triumphieren die Mainzer, und nun berührt das Gespräch die ältesten Drucke, die berühmtesten Buchdrucker der alten Zeit, die Manutius, die Froben, die Stephanus; den Fortschritten der Druckerkunst in den neueren Jahrhunderten werden nicht übel die Vorzüge der alten Drucke, das solidere Papier, der noblere breite Rand, der gediegenere Inhalt entgegengestellt. „Indem er (Gutenberg) weiter reden wollte, so präsentirete sich der Secretarius, welcher die Correspondentz in das Reich derer Lebendigen zu besorgen hat", dieser von Fafsmann erfundene infernalische Briefträger, dessen Rolle übrigens schon bei Lucian Pollux spielt; er berichtet von der Jubelfeier in Europa und giebt eine Übersicht über die bei der Gelegenheit erschienenen Festschriften. Man sieht, „chacun a son goût" gilt auch von den Jahrhunderten.

Nicht minder begegnet uns das modisch gewordene Totengespräch als Streitschrift in den zahlreichen litterarischen Fehden dieser Zeit. Sogar rein gelehrte Controversen, besonders die immer noch fortspukenden theologischen, kleidet man in diese Form: die geistlichen Schatten disputieren mehr oder minder anzüglich über Teufelaustreibung, Pietismus und Chiliasmus, ja über die rätselhafte Päpstin Johanna.[18] Aber vor allem trägt man den Tagesklatsch, die kleineren, örtlichen Reibereien ungescheut in das Reich des Friedens: 1739 tritt für Gottsched

einer seiner Schüler, Steinauer, in die Bresche mit einem Totengespräch, in dem er einen schlesischen Gegner des grofsen Duns, Steinbach, mit dem Dichter Christian Günther zusammenführt. — 1768 kam es in Leipzig zwischen den Studenten und Stadtsoldaten zu offnem Kampfe. Es ist der aus Goethes Wahrheit und Dichtung bekannte „Musenkrieg“. Da galt es unter anderm, einem vornehmen Leipziger Bürger und Hauptmann der Stadtsoldaten, Frege, eins auszuwischen. Was erscheint? Eine derbe dramatische Szene, „Fregens Höllenfahrt“ betitelt, in der dem verhafsten Wucherer von Merkur und Zeus im Hades der Prozefs gemacht wird.[49] — Noch 1782 tobte in Leipzig eine Miniaturfehde zwischen dem Universitätsprofessor Platner und dem Schöngeist Wezel über Leibnizens Theodicee; unter den 25 Streitschriften, die dieser „Sturm im Glase Wasser“ hervorrief, finden wir nicht weniger als drei Totengespräche.

Wie die Kleidermode sinkt die litterarische Modeform mit der Zeit in die untern Schichten des Volkes; so vertritt schliefslich das Totengespräch unsern heutigen Colportageschauerroman. Die Erregung einer Gänsehaut ist wohl der Hauptzweck dieser mit unerfreulichen Bildern geschmückten Gespräche hingerichteter Übelthäter „in den für die Mörder bestimmten Apartements des mit Blut besprützten Vorhoffs im Reiche der Toten“. Von dem Juden Süfs-Oppenheimer, dem sächsischen Grafen Hoym, dem dänischen Minister Struensee bis zu dem gemeinen Mörder Thomas, der 1810 in Dresden gerichtet wurde, läfst sich eine ganze Reihe solcher Totengespräche verfolgen.[50]

Immer weitere, immer flachere Wellen schlug diese Bewegung. Eine Flut von matten Nachahmungen, Gesprächen im Reiche der Lebendigen, der Neugierigen, der Beschnittenen, der Weltweisen, der Liebe, der Wahrheit folgte den Entrevüen im Reiche der Toten, ohne auch nur entfernt eine ähnliche Wirkung zu erreichen. Um die Mitte des Jahrhunderts hatte sich auch das Totengespräch als Mode- und Lieblingsgenre weiterer Kreise überlebt. Schon kam der Rückschlag. Man spottete darüber. Bereits 1724 hatte ein Schalk, wohl ein Leipziger Studio, mit einem „gar feinen (?) Gespräch im Reiche derer Todten“ zwischen den abgeschiednen Geistern eines Ochsen und eines Schweines den Fafsmannschen Pedanterien ein Schnippchen geschlagen. Eine Posse, „Das Reich derer Todten“,[51] welche z. B. am 7. August 1741 von der Neuberin in Leipzig aufgeführt wurde,[52] verspottet die Narrheit, über dem Wandeln in den elysischen Gefilden das Diesseits zu vergessen: Ein hartherziger Vater, der seine Tochter ihrem Liebhaber nicht gönnt, ist ein leidenschaftlicher Leser der „Totengespräche“ und lebt ganz in jener Welt. Darauf baut Hanswurst seinen Plan. Der Alte wird eingeschläfert, in ein Landhaus gebracht und durch eine Maskerade ihm glauben gemacht, er sei im erschnten Elysium. Nachdem ihm von allerhand seltsamen Gestalten übel mitgespielt und seine Begeisterung dadurch schon merklich abgekühlt worden ist, erscheinen die angeblichen Schatten der Liebenden, die aus Gram gestorben sein wollen und nun wenigstens hier unten vereinigt sein möchten. Nachdem er darauf hereingefallen ist und ihnen den Segen gegeben hat, werden ihm, übrigens zu seiner eigenen Befriedigung, die Augen über den Mummenschanz geöffnet.

Auf dem lauten Krammarkt der Tageslitteratur verstummt die Nachfrage nach „Totengesprächen“; aber ganz verschwinden sie nicht, sie ziehen sich auf die Höhen der Litteratur zurück, und ein reinerer Geschmack knüpft wieder an jene tendenzlosen Phantasiespiele Lucians an, deren Reiz die leichte Beimischung von ein wenig Satire wider die uralten Thorheiten der Menschen nur noch erhöht, in denen aber die künstlerische Form Selbstzweck ist. Vereinzelt liefen dergleichen lediglich der Unterhaltung dienende Gespräche bisher schon bei der Dutzendware mit unter.[53] Auch Gellert hatte dem Lucian seinen Tribut gebracht, indem er in einer seiner Fabeln eine Selinde und eine Elmire in Charons Kahn über das Verliebtsein streiten läfst.

Bedeutungsvoller ist es, dafs Schriftsteller wie Voltaire, Wieland, Schiller ihre Gedanken in diese Form gieſsen.

Alle drei bei Lucian beobachteten Arten der Verwendung der Totenwelt finden wir bei Voltaire:[54] Hadeswanderungen, eigentliche Totengespräche, Besuche Verstorbener auf der Oberwelt; sie haben meist eine scharfe Spitze gegen den Clerus. Im fünften Gesang der „Pucelle“ erscheint der Franziskaner Grisbourdon in der Hölle, als Satan gerade ein grofses Fest giebt zu Ehren einer eben eingetroffnen frischen Sendung für die „ewigen Kohlenbecken“, die aus einem Papst, einem Cardinal, einem nordischen König, vierzehn Weltgeistlichen, drei Intendanten, zwei Parlamentsräten und zwanzig Mönchen besteht. Bei seinem Rundgang durch die Hölle sieht er die berühmten Alten, die ja trotz aller Trefflichkeit der Erlösung nicht teilhaftig sind, Titus, Trajan, Marc Aurel (drei Lieblinge Voltaires), die Catonen, Scipio, Plato und andre; aber wie erstaunt er, auch Chlodwig am Ort der Qual zu finden, der Frankreich doch das Christentum gebracht hat, ferner Constantin den Grofsen, den man als Schützer der christlichen Religion so oft rühmen hört, ja sogar den heiligen Dominicus Guzman, der hier braten mufs, weil er droben die Albigenser braten liefs, Ludwig den Heiligen, Calvin und Luther. — Bei den wirklichen Totengesprächen, die unter Voltaires zahlreichen Dialogen verstreut sind, liegt die Pointe meist in dem scharfen Gegensatz zwischen einem freundlichen Sonst und einem düstern Jetzt. Gegen den Clerus gerichtet ist das schon erwähnte Gespräch zwischen Lucian, Erasmus von Rotterdam und Rabelais in den elysischen Gefilden: Die beiden ersten haben sich als verwandte Seelen im Hades gefunden; übten sie doch bei Lebzeiten gleich meisterlich das Geschäft, sich über alles zu moquieren. Erasmus — und hinter ihm versteckt sich Voltaire, wie Lucian hinter Diogenes — Erasmus klagt, dafs es Lucian mit seinem Kampf gegen Theatergötter und „Philosophen ohne Credit“ viel bequemer gehabt hätte, als er, der, von Fanatikern umringt, in fortwährender Gefahr geschwebt habe, ermordet oder verbrannt zu werden, obgleich er selbst Mönch gewesen sei. — „Mönch?“ fällt Lucian ein, „was ist das für ein Beruf?“ — „Der, keinen zu haben, sich durch einen unverletzlichen Eid dazu verpflichten, verschroben, dem Menschengeschlecht unnütz, ein Sklave zu sein und auf Kosten der andern zu leben“. — „Ein nettes Metier“, meint Lucian. — „Und doch“, versicherte Erasmus, „gab es zu meiner Zeit mehr als 600 000 solcher Leute in Europa“. — „Da mufs ja aber die Welt erheblich dümmer und barbarischer geworden sein, als zu meinen Tagen“. — Erasmus giebt ihm nun eine Liste der Thorheiten seiner Zeit, vermutlich sein „Encomium Moriae“, zu lesen. Das laute Gelächter Lucians lockt Rabelais herbei: „Meine Herren, wo gelacht wird, mufs ich dabei sein“. Erasmus stellt vor, und Lucian fragt, ob Rabelais auch, wie jener, auf Kosten der übrigen Menschheit gelebt habe. — „Gewifs, in doppeltem Sinne sogar“, entgegnet dieser, „denn ich war Priester und Arzt“. — Schliefslich treffen sie den Dr. Swift und soupieren alle vier zusammen. — — Die politischen Zustände der Zeit streift ein andres Unterweltsgespräch, in dem Perikles einem Neugriechen und einem Russen begegnet: „Minos sagt mir, du seist ein Grieche“. — „Zu dienen! Ich war ein gehorsamer Sklave der Hohen Pforte“. — „Sklave sagst du? Ein Grieche und Sklave?“ — „Er hat ganz Recht“, wirft der Russe ein, „Grieche und Sklave sein, ist dasselbe“. Und nun hört Perikles zu seinem Schmerz, was aus seinem stolzen Hellas geworden ist; er kommt zu der bittern Erkenntnis, dafs dieser verkommene Grieche, dessen barbarische Sprache er kaum versteht, aus einem Dorfe auf den Trümmern Athens stammt, ohne von der Vergangenheit dieser Stätte, ohne von dem Namen Perikles eine Ahnung zu haben; am beschämendsten aber erscheint ihm, dafs ein Nachkomme der einst so verachteten Scythen, als den sich der Russe zu erkennen giebt, vom alten Griechenland mehr weifs, als ein Athener. Und nur der Gedanke kann ihn ein wenig trösten, dafs das

Licht des Geistes und der Wissenschaft, wenn es über einem Lande erlosch, über einem andern sich erhebt: eine der vielen Schmeicheleien, die Voltaire Katharina von Rufsland gesagt hat. — Die beiden andern Gespräche führen Menschen einer längst versunkenen Zeit auf die Oberwelt; derlei *ἀναβάσεις* in der Art von Lucians „Charon", die eben nur zur Hälfte Totengespräche sind, begegnen auch vorher schon. So hatte gegen Ende des 16. Jahrhunderts Nicodemus Frischlin in seinem stilistisch freilich von Terenz abhängigen lateinischen Drama „Julius Redivivus" (1587) eine um so wirksamere chauvinistische Verherrlichung Deutschlands verfafst, als hier die gröfsten Geister des Altertums, die Schatten Cäsars und Ciceros, unter Merkurs Führung Deutschland besuchen und in Nürnberg die erstaunlichen Leistungen der Buchdruckerkunst, in Augsburg die Fortschritte des Heerwesens bewundern. — Eine ähnliche Heraufbeschwörung berühmter Toten finden wir bei Swift im dritten Buche von Gullivers Reisen. Da läfst der Gouverneur der Zauberinsel Glubdubdrib die gewöhnlichen typischen Vertreter der Alten Welt vorüberziehen: Alexander, Hannibal, Cäsar, Pompejus. Cäsar und Brutus unterhalten sich in aller Freundschaft, und Brutus berichtet von einem Club erlesener freisinniger Schatten, der aus ihm, seinem Vorfahren Brutus, Epaminondas, dem jüngern Cato und Thomas Morus bestehe; einen ebenbürtigen Siebenten hätten sie in allen Zeitaltern der Geschichte nicht aufzutreiben vermocht. Den Homer, einen schönen Greis mit aufrechtem Gange, und den Aristoteles, einen hagern, gebeugten Gelehrten, stellt der Gouverneur der schier endlosen Schar ihrer Erklärer vor, ein Motiv, das auch bei Lucian in den „Wahren Geschichten" vorkommt. — In dem einen Dialog Voltaires trifft der Schatten des edlen Kaisers Marc Aurel, der sein geliebtes Rom einmal aufsucht, einen Franziskaner, den er für einen Jupiterpriester hält. Dieser bekreuzigt sich über den alten Heiden und würdigt ihn nur der Anrede: Mr. le damné. Bei den unverständlichen Worten: Inquisition, Dominikaner, Cardinal, Papst wächst des schlichten Kaisers Befremden, und da er die Begeisterung des fanatischen Mönches für die Herrschaft des Papstes, die durch so viel Ströme von Blut und verwüstete Provinzen sich auf den Trümmern der alten römischen festgesetzt habe, nicht begreifen kann, excommuniciert ihn kurzer Hand der wütende Franziskaner. Ähnlich lassen in der gereimten Satire „Les trois empereurs en Sorbonne" Titus, Trajan und Marc Aurel sich Paris zeigen und sind besonders entsetzt über das schauderhafte Latein der Theologen von der Sorbonne, „diesem Stalle, in dem gemästete Priester den heiligen Thomas wiederkäuen". — Harmloser ist eine Plauderei, die Tullia, die kluge Tochter Ciceros, an den Toilettentisch der Pompadour führt, wo dem erstaunten Kinde des Altertums über Rococokostüm, Kupferstich, Druck, Magnetnadel, Eis und Schokolade, Spektralanalyse, Amerika und was weifs ich alles Aufklärung gegeben wird. Die Vorliebe der Zeit, die Erscheinungen der fortgeschrittenen Kultur mit den frischen Augen und dem gesunden Verstand eines unverdorbenen, bedürfnisloseren Zeitalters anzusehen und zu prüfen, hat die anmutige Skizze diktiert. — In diesen Kleinigkeiten hat Voltaire offenbar mit feinem Gefühl gerade die dankbarste Seite ausgenutzt, die dem satirischen Schriftsteller die Fiction eines Totengesprächs bietet, die Möglichkeit, Menschen verschiedenster Weltalter in lehrreichen Contrast miteinander zu stellen.

Wieland, der den Lucian durch und durch kannte, trefflich übersetzte, und viel von ihm gelernt und verwendet hat, schrieb nur drei kurze „Gespräche im Elysium". Lucian selbst ist darin die Hauptperson; auch Panthea und Nireus sind Figuren Lucians. Der leichte, einschmeichelnde Dialog erinnert gleichfalls an das Vorbild, aber die Gedankenwelt ist eine andre, sozusagen transscendentale. Die Idee Voltaires (und Goethes) wird durchgeführt, dafs im Jenseits eine stufenweise Läuterung sich vollzieht, dafs alle irdischen Illusionen und Eitelkeiten

drüben nach einander wie Schuppen sich von der Seele lösen, also metaphysische Träumereien, über die keiner herzlicher gelacht hätte, als Lucian.

Eine Hadeswanderung im grofsen Stile, wenn sie auch nur in wenige Zeilen zusammengedrängt ist, läfst uns Schiller in den „Xenien" machen.[55] Die politischen, litterarischen, philosophischen Erscheinungen der Zeit werden mit herrlichen Distichen getroffen: da stofsen wir im Hades zunächst auf Forster, der mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust, nachdem der Rasende den Freiheitsbaum mit aufgepflanzt hatte; es folgen die beiden Stolberg; hinter Wieland, auf dessen Ehrenrettung des Peregrinus Proteus gestichelt wird, erscheint passend Lucian, dem der Dichter zuruft:

Nun, Freund, bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie
Oben im Leben, das weifs Jupiter! tüchtig geneckt.

Worauf Lucians Geständnis:

Rede leiser, mein Freund! Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt,

ein Hieb, der dem Übersetzer Lucians wohl nicht minder gilt als ihm selbst. Dann der bekannte Scherz, dafs der Autor dem Sänger der Ilias ein Pack Göttinger Würste von Heyne zu überreichen hat, worauf sich alle Wolfschen Rhapsoden melden, und die Würste nicht zu langen drohen. Die folgende Szene erscheint besonders Lucianisch: Der Dichter gerät unter die Philosophen und hofft, nun einmal eine allgemein gültige Wahrheit zu erfahren. Bittre Enttäuschung! Lauter Widersprüche und häfsliche Rechthaberei bei Descartes, Spinoza, Berkeley, Leibniz, Kant, Fichte, Reinhold, die nicht genannt, aber jeder durch ein treffendes Distichon gekennzeichnet werden, in das eins ihrer Schlagworte — cogito, ergo sum, das Ding an sich, ich bin ich, usf. — verwoben ist, alles leere Worte, meint Schiller, mit denen kein Hund vom Ofen zu locken ist.

Aus der Litteratur unsrer Tage ist der Dialog, diese Lieblingsform des 16. und 18. Jahrhunderts,[56] ist das Totengespräch im besondern fast verschwunden, und wenn sie auftauchen, sieht man in ihnen Velleitäten.[57] Sie mögen so geistreich und gründlich sein wie die 1865 anonym erschienenen „Gespräche aus der Unterwelt zwischen Macchiavelli und Montesquieu" über eine Reihe nationalökonomischer Zeitfragen, oder so poetisch wie Julius Grosses „Kaisermärchen", so witzig wie Gottfried Kellers Heineparodie „Der Apotheker von Chamounix", sie werden kaum beachtet, weil diese Form dem Zeitgeschmack nicht mehr zusagt. Wie kommt das? Dem heutigen Geschlechte bleibt im Kampfe mit einer rauhen Wirklichkeit für litterarische Mufse wenig Zeit. Kürze wird an litterarischen Produkten vornehmlich geschätzt: die Novelle wird dem bändereichen Roman vorgezogen, der Essay der weitausholenden Biographie, die Lyriker dichten im Telegrammstil und in Interpunktionszeichen. Wer möchte da noch einem behaglich sich ergehenden, jeden Gedanken zwiefach beleuchtenden Gespräche geduldig folgen? Nicht nur die Zeit, auch die Harmlosigkeit des Gemütes, die innere Ruhe fehlt dazu. Aber entscheidend tritt vielfach wohl ein andrer Grund hinzu, der uns Ehre macht. Wir haben eine zu hohe Achtung vor dem Ernst und der Schwierigkeit der Wissenschaft, als dafs wir ihre Probleme in leichten, humorgewürzten Plaudereien lösen oder auch nur erörtern zu können uns getrauten. Die systematische Schreibart, die folgerecht sich aufbauende Abhandlung behauptet das Feld. Wo der bel esprit des 18. Jahrhunderts seiner Phantasie die Zügel schiefsen liefs und von den Geheimnissen des Natur- und Seelenlebens, von Weltordnung und Unsterblichkeit

so bezaubernd und oft so frivol zu plaudern wufste, da bleiben wir, trotzdem wir gewifs das Zeitalter Voltaires in Umfang des Wissens, Tiefe der Ideen und mächtigen Gedankenkämpfen überflügelt haben, mit einem resignierten Ignorabimus vor dem Unerforschlichen halten, sobald wir den Boden des Exakten nicht mehr unter den Füfsen fühlen. Der Verstand, das positive Wissen, der praktische Weltsinn hat das Reich der Phantasie immer mehr eingeengt, und wenn sie ihre Schwingen ausbreiten will, flüchtet sie nicht zu den moralisierenden grofsen Toten, sondern am ersten noch in das Gebiet der politischen Utopien. — Ein drittes kommt hinzu. Der Dialog ist ein Lieblingsvehikel der Satire. Sollte unser Zeitalter der Satire günstig sein? Der Satire im grofsen Stile natürlich; denn das persönliche Pamphlet verfällt gleich rasch mit seinem Objekt verdienter Vergessenheit. Mag in unsern Zuständen viel Anlafs zu bittrem Spott zu finden sein, im Ganzen ist doch die Zeit nicht verrottet und entartet, sondern aufwärtsstrebend in derber, ehrlicher Arbeit an der Lösung grofser, menschenwürdiger Aufgaben; und wo dieser frische Luftzug weht, da ist kein Nährboden für die Satire.

Anmerkungen.

An dieser Stelle sage ich Herrn Oberbibliothekar Professor Dr. Schnorr von Carolsfeld in Dresden, sowie meinen Freunden, den Herren Bibliotheksassistenten Dr. Wolff in Erlangen und Dr. Günther in Leipzig, für gütige Unterstützung aufrichtigen Dank.

Lucian und Voltaire.

[1]) Philosoph. Wörterbuch (Wb.) unter: lettres. Voltaire wird nach der in Paris 1877—85 in 52 Oktavbänden erschienenen Jubel-Ausgabe angeführt. [2]) Luc. Verleumdg. 5: traur. Loos der Gelehrten 42; Rednerschule 6. [3]) Herodot od. Aetion 5. [4]) Auf die Ähnlichkeit beider hat besonders Wieland hingewiesen. Die Parallele Eggers in Mélanges de littér. ancienne 473 ff. habe ich benutzt. — Von Lucian hat Voltaire jedenfalls die damals viel nachgeahmten Götter- und Totengespräche gekannt: je connaissais déjà le projet de la traduction de Lucien (durch Abbé Morellet; die Übersetzung kam indessen nicht zu Stande), et j'avais lu le plus beau de ses Dialogues. Ce Lucien-là valait mieux que Fontenelle. (Brief an Damilaville v. 16. Sept. 1766: XLIV, 433). Bei Übersendung eines Totendialogs, den er verfafst hat, schreibt er dem König von Preufsen am 5. Juni 1751 (XXXVII, 284): j'ai tâché de l'écrire à la manière de Lucien. Ce Lucien est naïf (?): il fait penser les lecteurs et on est toujours tenté d'ajouter à ses dialogues. Il ne veut point avoir d'esprit — eine recht vage Charakteristik! [5]) Das Lob der smyrniotischen Sprache: Bilder 15. [6]) Im Fischer: *τραχύς, ἐλαττωτικός, ὀκνηρός, πανοῦργος* — Apologie 15: *οἱ σοφῷ ὄντι μοι — ἀλλὰ τῷ ἐκ τοῦ πολλοῦ δήμου.* [7]) Fischer 20: *μισάλαζον εἶμι καὶ μισογὴς καὶ μισονεὴς καὶ μισόπονος — — — φιλάδηλος καὶ φιλόψογος καὶ φιλαπεῖθὴς καὶ ὅσα τῇ φιλίᾳπα συγγενῆ.* [8]) Vgl. bes. das Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers, zwei Gespräche, deren Übersetzung D. Fr. Strauls seiner Voltairebiographie beigegeben hat. [9]) die Missionare der Jesuiten und Dominikaner befehden sich in China: voyages de Scarmentado XXI, 125. Sektenstreit: galimatias dramatique XXIV, 75. — Börse zu Amsterdam, wo der ferraresische Edelmann Reginante die Angehörigen von 53 Bekenntnissen trifft: Potpourri XXV, 261. [10]) Zusammenstellung dieser Mythen: üb. die Opfer. — Inspiration Homers: d. widerlegte Zeus 2. [11]) Opfertaxe: üb. d. Opfer 2. — Mäuse in Götterbildern: Hahn 24. Trag. Jup. 8. — Götter nicht darstellbar: *οὐ γὰρ τὰς γε ἀληθεῖς εἰκόνας ἀνεφίκτους εἶναι ἀνθρωπίνῃ μιμήσει ἔγωγε ὑπολαμβάνω* (für d. Bilder 23). [12]) z. B. Luc. im Ikaromenippus, Volt. Wb.: providence. [13]) Schlufs der Schrift: über die Opfer. [14]) Aelian *περὶ θείων ἐναργειῶν* fr. 98 Hercher. [15]) Verwandlg.: *Λούκιος ἢ ὄνος.* — Liebesränke: Hetärengespräche. — Fliegendes Götterbild: syr. Göttin 36. — Sonst: Lügenfreund, Peregrinus, Alexander. — Cagliostro: v. Zwiedinek-Südenhorst, Geschichte u. Geschichten S. 186. [16]) Volt. Wb.: sophiste und Xenophane; Platos eigner Staat: Luc. Wahre Geschichten II, 17. [17]) z. B. Alexander 47. [18]) Lucian schreibt in seinem Hermotimos der Philosophie den Scheidebrief; Volt. sagt im précis de la philosophie ancienne XX, 210: j'ai consumé environ quarante années de mon pélerinage dans deux ou trois coins de ce monde à chercher cette pierre philosophale qu'on nomme la vérité. J'ai consulté tous les adeptes de l'antiquité, Epicure et Augustin, Platon et Mallebranche, et je suis resté dans ma pauvreté. Peut-être dans tous ces creusets (Schmelztiegel) des philosophes y a-t-il une ou deux onces d'or, mait tout le reste est tête morte, fange insipide, dont rien ne peut naître. — Dazu Aussprüche wie XXIII. 193: je m'étais donné à la philosophie croyant y trouver le repos. [19]) Luc. Ikaromenipp. 5; Totenorakel 4 u. oft. — Volt. z. B. im Micromegas, wo dem Mann aus dem Sirius auf die an die Philosophen der lappländischen Expedition gerichtete Frage, was „Seele" sei, ein Aristoteliker, ein Cartesianer, ein Schüler von Mallebranche, ein Leibnizianer, ein Priester und am treffendsten und bescheidensten ein Anhänger Lockes antwortet. [20]) Luc. Totengespr. 30, ferner das 19. und der widerlegte Zeus. — Volt. Wb.: providence. („tout ce qui arrive est nécessaire!") [21]) Besonders im Gedicht sur le désastre de Lisbonne 1755 IX, 433 ff. und im philosophe ignorant XXVI, 47 ff., aus dem die meisten angeführten Stellen stammen. Die letzte Stelle Wb.: génération. [22]) d. trag. Zeus 47—49. [23]) Die berüchtigte Stelle aus einem Brief Voltaires an Prinz Heinrich von Preufsen: si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer, ist ein Beweis für den Mifsbrauch von Stellen, die man aus dem Zusammenhang reifst: denn Voltaire fährt fort: mais toute la nature crie qu'il existe! — Verteidigung der Atheisten: Wb. athéisme und quisquis. — Sein Deismus: Wb. toute-puissance: das „mens agitat molem" ist ihm ein Axiom. [24]) Les embellissements de la ville de Cachemire XXIII, 473. [25]) Volt. princesse de Babylon XXI, 369 ff.: Luc. d. trag. Zeus 53. [26]) Von Luc. gehören hierher bes. die Totengespräche und „das Elend der Gelehrten in vornehmen Häusern"; von Volt. der Roman: l'homme aux quarante écus XXI, 305 ff., Wb. esclavage u. a. [27]) Rechtspflege: un plaideur et un avocat (Dialog) XXIII, 493: barbar. Strafen: Wb. supplices u. question; Finanzwirtschaft: les finances X, 57 u. l'homme aux quarante écus; Ämterschwindel: vision de Babouc XXI, 1 ff.; Partikularismus: un philosophe et un controlleur de finances (Dialog) XXIII, 501; Erziehung: éducation des filles XXIV, 285, Jeannot et Colin XXI, 235. [28]) Demonax 57; d. trag. Zeus 44; Demonax 46; über die Opfer 13; Esel 29; Ikaromenippus 18. [29]) dialogue entre le chapon et la poularde, s'indignant contre ceux qui les mangent XXV, 119. [30]) z. B. Candide, princesse de Babylon, voyages de Scarmentado, vision de Babouc. [31]) Die Lucianischen Gespräche Anacharsis und Toxaris. — Ganymed und Paris im 4. und 20. Göttergespräch; Sostratus: Demonax 1. [32]) De l'horrible danger de la lecture XXV, 235. [33]) Prometheus oder der Kaukasus. [34]) Lucian, Érasme et Rabelais dans les champs élisées, XXV, 339.

Das Totengespräch in der Litteratur.

[1]) Vgl. E. Rhode, Psyche, und Ettig, Acheruntica (Lpz. Stud., Bd. XIII). [2]) Theog. 720 ff. [3]) Staat X, 614: die Unterweltsvision des scheintoten Pamphyliers Er. — [Axiochos] 371: Die eisernen Thore zur Vorhalle des Pluto; die Gefilde der Seligen; die Höllenstrafen. [4]) 50 E. [5]) Er schrieb — doch wohl ironisch kritisierend — *περὶ τῶν ἐν Ἅιδου* (Diog. La. IX, 46). [6]) C. Wachsmuth, de Timone Phliasio. Lpz. 1859. [7]) Diog. La. II, 8, 99. [8]) J. Schmidt, Ulixes comicus (Fleckeis. Jahrb. 16. Suppl.-Bd., 401) [9]) Der doppelt Angeklagte 33. [10]) Die *Νεκυομαντεία*, die im Aufbau sehr dem Ikaromenippus ähnelt, macht den Eindruck eines Ragouts aus den Totengesprächen: die dort skizzierten Motive sind redselig, aber nicht geschmackvoll, bisweilen mit recht plattem Witze (z. B. die niedrigen Beschäftigungen der Könige) ausgeführt: Mausolos N. 17 = Dial. 24, Thersites und Nireus N. 15 = Dial. 25, Midas und Sardanapal N. 18 = Dial. 2 und 20, die Sokratesstelle N. 18 erinnert an Dial. 20. Aber das Werk mit Du Soul dem Lucian abzusprechen, ist doch nicht Grund genug vorhanden. Eigne Motive hat er auch sonst wiederbenutzt. Die Hineinziehung des Magiers und Zoroastergläubigen pafst für einen Sohn des Euphratthales ganz gut. Und manches ist doch echtlucianisch, so die Citierwut des Menippus am Anfang, wo er noch eben die vielen tragischen und homerischen Personen geschen hat, der Vergleich des Lebens mit einem Maskenzuge (16) und die Lebensweisheit des Tiresias (21). Vielleicht ermunterte der Beifall, den die Totengespräche einst gefunden hatten, den gealterten Dichter, sich in derselben Manier noch einmal zu versuchen, und so kopierte er sich selbst, indem er einen neuen Grundrifs mit altem Detailschmuck auszierte. Vielleicht kann auch der Passus von den ägyptischen Mumien (15) die Ansicht stützen, dafs die Schrift dem Alter Lucians angehört, als er in Ägypten Ruhe gefunden hatte. [11]) Wahre Geschichten II, 5—31. [12]) Gorgias 524 E. [13]) Auch bei Lucian: Wahre Gesch. II, 22. [14]) Nicht weniger als fünf Gespräche (5—9) wenden sich gegen ein Laster, das eine besonders dunkle Seite der Kaiserzeit gewesen sein mufs, da es auch die römischen Satiriker unablässig geifseln, — gegen die Erbschleicherei. [15]) 10. Totengespräch, Kap. 13. [16]) Das beweist auch die

geringschätzige Art, mit der er in der Schrift „Über die sinnlosen Trauergebräuche“ (2—9) den Volksglauben von der Unterwelt kennzeichnet. [17]) Instit. divin. I, 9, 8: qui nec deis nec hominibus pepercit. [18]) Dialogi IV, 36. [19]) v. Gutschmid, Kl. Schriften V, 434. [20]) Notices et extraits de la bibliothèque impériale t. VIII u. IX, darunter z. B. des Theodoros Prodromos „*Βίου πράσεως ποιητικὸν καὶ πολιτικόν*“, eine Fortsetzung von Lucians „*Βίου πράσεως*“: verauktioniert werden Homer, Hippokrates, Aristophanes, Euripides, der radebrechende Jurist Pomponius und Demosthenes. [21]) *Τραγῳδία ἢ περὶ τῶν καὶ αὐτὸν πεπηρώτων*, bei Hase und auch bei Ellissen, Neugriech. Analekten Bd. 4. [22]) Über das Trauern 4. [23]) Die von Hase angeführten Wendungen, wie *τὶ πάθω*, sind doch zu allgemein. [24]) *Ἐλληνικὰ Μέσου ἐν Ἅιδου* hrsg. v. Ellissen, Neugriech. Analekten, Bd. 4. [25]) R. Förster, Lucian in der Renaissance (Schnorrs Archiv XIV, 340). [26]) R. Förster in Fleckeis. Jahrb. 1876, 219 ff., wo der Schlufs des Aurispa abgedruckt ist. Ansprechend erscheint die Vermutung Thimmes (Quaestion. Luciancar. capita IV., Diss. Halle 84), in dem echten Dialog habe, wie in den „Wahren Geschichten“ II, 9 nur Alexander und Hannibal gestritten; Scipios Rede ist zu kurz und unbedeutend, als dafs sie so auf Minos wirken könnte, und die Abneigung Lucians gegen die Römer macht es noch wahrscheinlicher: schliefslich findet sich in zwei Codices (Vindob. 123, Marc. 434) blofs die Überschrift: *Ἀλεξάνδρου καὶ Ἀννίβα*. [27]) Er übersetzte die Schrift „Über die Verleumdung“ unter dem Titel „Von Klaffern“, Landshut 1516. Vgl. Gödeke § 99. 19. 4 und § 99, 17. [28]) Distel Ztschr. f. vgl. Litg. N. F. 3, 360. — Geiger, Reuchlin 94. [29]) Oeuvres, t. II. [30]) Dialogo en que particularmente se tratan las cosas acaecidas en Roma el año de 1527 (auch ins Italienische übersetzt). [31]) Dialogus vere elegans et lepidus, apud inferos habitus, inter papam Leonem et Clementem atque cardinalem Spinolam, quaestorem camerae papalis, in quo lugent praesentem Ecclesiae statum .... 1538 e Bononia in Germaniam missus .... haud dubie lusus a Pasquillo. — Ein kleglich gesprech babsts Leonis und babsts Clementen mit irem Kemmerer, Cardinaln Spinola, in der helle gehalten, den yetzigen Kirchen standt belangend. Kurtzlich in Italien aussgangen, und getruckt den 23. Augusti 1538. o. O. (11 S. sehr schönen Druckes, aber in schlechtem, fast gebrochenem Deutsch). [32]) Gründliche ursach der jetz schwebenden Kriegsleuff und wie sich darinnen zu halten sey. Darzu ain klag des teutschen lands. 1546. o. O. [33]) III. Bd., 13. u. 14. Stück. [34]) Goethejahrbuch I, 379. [35]) Bordelon in d. Vorrede zu s. caractères naturels des hommes, La Haye 1692: le plaisir que j'ai trouvé dans la fréquente lecture des Dialogues de l'illustre Mr. de Fontenelle et de l'enjoué Lucien m'a fait croire que je ne pouvois choisir une manière plus agreable pour écrire ces caracteres que celle du dialogue. Je ne me flatte pas d'être arrivé au point glorieux auquel sont parvenus ces deux incomparables auteurs. Desselben Schriftstellers Moliere comédien aux champs élisées (Paris 1696) ist eine Nachbildung von Fontenelles Jugement de Pluton: ein Streit zwischen den grofsen Dichtern und Denkern aller Zeiten im Hades über die vollkommenste litterarische Form wird von Pluto dadurch geschlichtet, dafs er Molière mit seiner Truppe ein Lustspiel aufführen läfst. [36]) Dialogues des morts d'un tour nouveau: pour l'instruction des vivans, sur plusieurs matieres importantes. La Haye, 1709. [37]) Den Gedanken einer pädagogischen Verwertung solcher Gespräche Lucianischen Stils haben ihm vielleicht die 1686 in Paris erschienenen, freilich abgeschmackten und servilen „Nouveaux dialogues des dieux pour le divertissement de Mgr le duc de Bourgogne“ des Holländers Scion eingegeben. [38]) z. B. zwischen Louvois und einem Pariser, ferner zw. Ludwig XI. und Ludwig XII., beide 1691 in Paris; zw. Karl V. u. Franz I., o. O. u. J.; ferner in spanischer Sprache zw. Karl II. v. Spanien und Wilhelm III. v. England, Cosmopoli (?) 1702. [39]) z. B. Richelieu u. Cromwell, Köln 1706; Türenne u. Prinz von Auvergne, Köln 1710; Karl V., Franz I., Wilhelm III. u. Graf Dohna, o. O. 1713 (über d. span. Erbfolgekrieg, servil gegen Louis le Grand). [40]) Die dialogische Form hatte schon 1688 der in so mancher Hinsicht bahnbrechende Thomasius in den „Monathsgesprächen“, einer mehr litterarisch-kritischen Zeitschrift, verwendet. — Ohne Bedeutung scheinen geblieben zu sein die mir unbekannten „Historischen, Politischen und Philosophischen Kriegs- und Friedensgespräche, auff das Jahr 1683 in den Elisäischen Feldern monatlich abgehandelt“. Vgl. hierzu und zu Fafsmann: Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus I, 393 ff. [41]) (Gaum), Ganganelli und Luther. Ein Briefwechsel aus Elysium. 1782. — Übrigens bemerkt auch Fabricius in der Übersicht vor Morhofs Polyhistor: ex hisce dialogis (den Fafsmannschen) ingeniosis (?) lectisque avide nonnullos Gallice vertit Valentinus Jungermann ediditque sub titulo: entretiens des ombres aux champs élisées. Amst. 1722. [42]) Totengesprächsammlungen in Journal- oder Buchform: Vertraute Conferentz derer Einwohner im Reiche derer Todten über ihre im Reiche derer Lebendigen gehabten Fata und Zufälle. Sechs Zusammenkünfte. 1723. — Gespräche im Vorhof des Reichs der Todten 1725. — Die neuentdeckten Elysäischen Felder. 1735 (von Fafsmann, burlesker als seine Entrevüen, so spielt der originelle Kauz General Kyau eine Rolle darin). — Gespräche im Reiche der Todten zwischen Adam und Joseph, dem Pflegevater des Herrn. 17 Teile. 1734—9. — Gespräche der stillen Gesellschaft im Reiche der Todten. Rostock 1741. 1744. — Gespräche der Verstorbenen. Berlin 1761. — Religiöse Gespräche der Todten. Lindau 1763. — Politische Gespräche der Todten. 6 Bde. Neuwied 1789—91. [43]) Mir bekannt gewordene Gespräche vorwiegend historischen

Inhalts, sämtlich anonym: Siegismund III. u. Joh. Casimir v. Polen. Lpz. 1721. — Karl XII. v. Schweden u. Herzog v. Holstein-Gottorp. Frkf. u. Lpz. 5. Aufl.! 1723 (mit geogr. Anhang 352 Seiten; eine Geschichte des nord. Krieges). — Die Kurfürstl. Sächs. Minister Graf Pflug und Graf Vitzthum. Halle u. Magdebg. 1726. — Die Kurf. Sächs. Minister Graf Flemming und Graf Werther. Frkf. 1729 (vom gleichen Vfssr.). — Generalfeldmarschall Flemming u. General Kyau (über die Conjuncturen in Polen). Dresden o. J. (nach 1733, dem Todesjahr Kyaus). — Marschall v. Luxemburg u. Dr. Faust. Lpz. 1733. — Ludwig d. Springer u. Graf v. Gleichen. Frkf. u. Lpz. 1735. — Sokrates u. Karl VI. Frkf. 1742. — Frhr. v. Kyau u. Hzg. v. Roquelor. Frkf. u. Lpz. 1743. — Cardinal Fleury u. Karl Philipp v. d. Pfalz. Frkf. u. Lpz. 1743. — Graf Moritz v. Sachsen u. Baron v. Bärenklau. Frkf. u. Lpz. 1752. — Frhr. v. Straufs u. Frhr. v. Gemmingen (üb. die kurpfälz. Substitution). o. O. 1802. — Hierzu: (Gleichmann), Neuverbesserte Staats- und Kaysergespräche (je 2 Kaiser, v. Caesar bis Karl VII.). 72 Stücke in 3 Bdn. Erfurt 1746—51. Ferner sind hierher zu rechnen die drei in plumpem Französisch, von Protestanten, vielleicht (wegen des Interesses für Friedr. Wilh. I.) von Deutschen geschriebenen, in Utrecht 1742 anonym erschienenen Sammlungen von Totengesprächen: 1) zwischen Karl VI. u. Friedr. Wilh. I. (über die pragmat. Sanktion, den österr. Erbfolgekrieg u. den 1. schles. Krieg, mit Parteinahme für Preufsen), 2) (Fortsetzung vom gleichen Vfssr.) zw. Friedr. Wilh. I. u. Karl XII., Peter d. Grofsen u. A. (über den nord. Krieg), 3) zw. Karl VI. u. Ludwig XIV. (gehässig gegen beide; bes. ausführlich Ludwigs Liebschaften). [44]) Siebenjähriger Krieg: Zwei Entrevüen zw. Winterfeld u. Kollowrat. o. O. 1757 u. 58. — Schwerin u. Broune (mit Friedensartikeln, Briefen v. Daun usw.). Frkf. u. Lpz. 1758. — Brown u. Manstein. Braunschw. o. J. — Benedikt XIV. u. Prinz Aug. Wilh. v. Preufsen. 1758. — Georg II. v. Engl. u. Erbprinz Aug. Wilh. v. Preufsen. Frkf. 1761. — Georg II. u. d. Grofsmogul (über d. engl.-franz. Krieg). Braunschw. u. Lpz. 1761. [45]) Nekrologe: Aug. d. Starke u. Georg v. Engl. 1733. — Aug. d. Starke u. Viktor Amadeus 1733. — Die Würtembgr. Herzöge Eberhard Ludwig u. Karl Alexander. Frkf. u. Lpz. 1737. — Friedr. Wilh. I. u. Piast. Altona 1740. — Albert II. und Kaiser Karl VI. Berlin 1741. — Anna v. Rufsland u. Papst Clemens XII. (Annas „Genius“ liest die Aktenstücke vor). Berlin 1741. — Karl VI. u. Friedr. Wilh. I. Köln 1742. — Joh. Adolf II. v. Sachsen-Weifsenfels u. Joh. Wilhelm v. Sachsen-Gotha. Frkf. u. Lpz. 1747. — Aug. III. v. Sachsen u. Peter III. Frkf. u. Lpz. 1764. — Noch 1786 5 lange Gespräche (330 Quartseiten) zw. Friedr. d. Grofsen u. Maria Theresia, angeblich in Malta, nach einer Buchhändleranzeige am Ende zu schliefsen wohl in Ulm gedruckt. [46]) Gelehrtennekrologe: Thomasius u. Francke. o. O. 1729. — Leibniz u. Budde. o. O. 1730. — Arnd u. Spener. o. O. 1732. [47]) Die Thornische Affaire, die Enthauptung von 10 Protestanten, derentwegen „so viele mit passionirten und verbitterten Expressionen, Redensarten und Worten angefüllete Charteqnen herausgekommen sind, dafs wer sie alle haben will, zu deren Erkauffung wohl zwey Gulden in die Hand nehmen mufs“: Entrevüe zw. dem hingerichteten Thornischen Oberpräsidenten Roefsner u. Ignaz v. Loyala. o. O. 1725. — Dramatisches Gespräch der enthaupteten Thornischen Bürger im Elysium (in Versen). 1725. — Joh. Sperantes (Pseudonym v. Joh. Zach. Gleichmann), Gespr. im Reiche der Todten zw. Roefsner u. Hufs (mit mehreren Fortsetzungen). Frkf. u. Lpz. 1729. — — Salzburger: Luther u. der in Altenburg verstorbene Emigrant Hanss Mosegger. Berlin 1732. — (Darüber auch ein Gespr. im Reiche der Lebendigen zw. einem Katholiken u. einem Lutheraner. Frkf. 1732.) — Luthers Frau u. die erste evangelische Predigersgattin Frau Bernard v. Veldkirchen. Frkf. u. Lpz. 1732. — — Jesuiten: Der Jesuit Pater Angelo u. d. Tempelherr Ritter v. Moncada (Geschichte der beiden Orden). 2 Tle. o. O. 1774. — Loyola u. Papst Clemens XIV. o. O. 1775. — — Jena: Friedr. d. Grofse, Prinz Louis Ferdinand u. General Schmettau. o. O. u. J. (unmittelbar nach der Schlacht von einem Verehrer Napoleons in dtschr. u. französ. Sprache veröffentlicht). [48]) Streitschriften: Der in Paris 1721 geräderte Cartouche mit Calvin u. Jansen. o. O. u. J. „Den itzigen Vereinigungstreibern (Union der Confessionen) zum sonderbahren Nachsinnen mitgetheilet“ (wohl aus dem Französischen). — Der Wittenberger Superintendent Wernsdorff gegen den freisinnigen Perleberger Pastor Arnold. Freystadt (?) 1729. — D. Mayer u. D. Petersen (über Chiliasmus u. Pietismus). 1731. — Rüdiger u. Cartesius. 1731. — Der (wegen Freisinns entsetzte) holländ. Prediger Becker u. d. teufelanstreibende Theologe Christ. Scriver. o. O. 1737 (für den letzteren). — Päpstin Johanna u. Friedr. Spanheim (gegen den Skeptiker Heumann). Frkf. u. Lpz. 1741. — Luther u. d. Jurist Stryck über die Abschaffung der weitläufigen Prozesse u. des iuris canonici aus protestant. Ländern (in entsetzlichem Lateinisch-Deutsch). Frkf. u. Lpz. 1725 (von Gleichmann-Sperantes). — Heumann wider Frommann üb. Luthers Abendmahlslehre. Lpz. 1765. — Voltaire u. Dr. Bahrdt. o. O. 1780. — Bahrdts Höllenfahrt. 1792. [49]) Hierzu u. zu Steinauer vgl. O. Günther, Mittlgn. d. Dtschn. Gesellsch. in Leipzig, Bd. IX. [50]) Criminalgeschichten: Der schwed. Obristlieutnant Koch v. Güllenstein u. Laubler, Mörder des Dresdner Pastors Hahn. Halle u. Zerbst 1726. — Pastor Hahn u. Hufs. Dresden 1726. — Der Abenteurer Ripperda, Graf Hoym u. Süfs-Oppenheimer. Amsterd. 1738. — Struensee, Brand u. Ulefeld. Kopenhagen 1772. — Gespräch v. 6 hingerichteten Räubern u. Dieben. Meifsen 1808. [51]) C. Engel, Deutsche Puppenspiele. 6. Heft. Oldenbg. 1877. — Creizenach, Entstehung d. deutschen Lustspiels 10.

[52]) Belustigungen d. Verstandes u. Witzes. Bd. I, Herbstmonat. [53]) Die oberländische Zizamia. o. O. u. J. (ein böses Weib möchte die Xantippe kennen lernen und gerät in d. Hölle in die Abteilung für Hausdrachen). — 1782 schrieb Wielands Nachahmer Meissner den litterar. Gelegenheitsscherz: „Lope de Vega, Lessing u. Pastor Richter. Eine Anekdote aus der Unterwelt“: Lessing wird im Hades von allen, selbst von Voltaire, mit Auszeichnung empfangen. Der stolze Lope ärgert sich abseits stehend über diese glänzende Aufnahme eines ihm völlig unbekannten Deutschen. Das reizt Lessing, mit ihm anzubinden, und als nun Lope seinen Anspruch auf den Dichtervorsitz damit begründet, dafs er in nicht erreichter Fruchtbarkeit 2400 Dramen geschrieben habe, beschämt ihn Lessing, indem er aus dem Kreise der Hörer den schlichten Görlitzer Pastor Richter ruft, der trotz Pest und Kriegsnot im dreifsigjährigen Kriege über 6000 Predigten verfafst hat — ein ziemlich platter Witz! Noch 1826 schrieb der Romantiker Waiblinger eine witzlose litterarische Satire: Drei Tage in der Unterwelt. [54]) Voltaire: Pucelle IX, 98; Lucien, Erasme et Rabelais dans les champs élisées XXV, 339; Pericles XII, 108; Marc Aurèle et le récollet XXIII, 479; la toilette de Mme. de Pompadour XXV, 451. [55]) Ausgabe der Goethegesellschaft No. 846—878. [56]) Heinsius, Bücherlexikon II, 112 führt unter „Gespräche“ für das 18. Jahrhundert weit über 100 Sammlungen und Zeitschriften in dialogischer Form an, sogar „Gespräche über das Anbauen der Erdäpfel“. [57]) Ein solcher Nachzügler ist das 1833 in Quedlinburg als Totenkranz auf Goethes Grab erschienene „Dramatische Gespräch im Reiche der Toten zw. Schiller, Wieland, Iffland, Kotzebue u. Goethe“: Die nach einander im Elysium ankommenden Dichter werden von den sie erwartenden Freunden begrüfst und erzählen, jeder, so weit er es erlebt hat, die Geschicke des Vaterlandes und die Bewegungen in der Litteratur. Wieland, der Anfang 1813 starb, weifs noch nichts von der Befreiung Deutschlands, Iffland, 1814 gestorben, bringt die Kunde von den 100 Tagen, Kotzebue erzählt bis 1819, Goethe berichtet über Napoleons Ausgang, den griechischen und polnischen Befreiungskampf, aber auch über die Cholera, Henriette Sontag und Paganini, und alle werden einig, dafs es bei dem Rückgange des geistigen Lebens und der edlen Künste kein Vergnügen sei, da oben leben zu müssen. Ein nicht übler Gedanke ist nüchtern und breit, aber in fliefsenden, freilich wie Röhrwasser fliefsenden Jamben Schillerscher Färbung ausgeführt.

Drei weitere Studien, für die der zur Verfügung gestellte Raum nicht ausreichte, bei andrer Gelegenheit.